Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

Mysterien des neuen Wiens.

Mysterien des neuen Wiens.

Roman aus der Gesellschaft

von

Maximilian Huybensz.

Dritter Band.

Dämon Gold.

Wien.
Albert Last.
1868.

Erstes Kapitel.

Motto:

Gestern sah ich neben mir
Zwei von Schmerz bethränte Augen,
Die mir voll Beredsamkeit
Ihren Gram und Kummer klagen;
Augen, deren Herrscherblick
Selbst die trotzigste der Seelen
Plötzlich sich zum Sklaven macht.
Friedrich der Große.

August 1859.

„Ingerebant probra, intentabant ictus ... posita omnia ferocia, cuncta victi patiebantur.“ Diese Worte des Tyrannenhassers Tacitus wird der künftige Geschichtsschreiber Oesterreichs der Periode von 1850—1859 vorsetzen müssen.

Die Reaktion hatte auf den Leichnamen der Freiheitskämpfer des gebenedeiten Jahres 1848 das Banner der Nationalitäten-Unterdrückung und des Kabinets-

Absolutismus aufgepflanzt, bis das Sturmgewitter des italienischen Freiheitskampfes die düstere Oriflamme des Säbel- und Pfaffenthums herabriß. Der Kanonendonner von Magenta und Solferino klang, eine Freudensalve, zum Wiedererwachen der Freiheit.

Oesterreich war geschlagen — alle die Fanfaronnerien von der unüberwindlichen Macht, dem unbesiegbaren Heere, den genialen Feldherren, den unermeßlichen Hilfsquellen, der gesicherten diplomatischen Stellung, alle die zahllosen Großsprechereien waren in zwei ungeheuere Niederlagen ausgeborsten.

Das „regenerirte Oesterreich“ hatte schlecht debutirt. Die heldenmäßige Tapferkeit seiner gemeinen Soldaten und subalternen Offiziere war durch die jeden Verständnisses baare Heeresführung zur nutzlosen Aufopferung geworden, die Verpflegung der Armee zeigte Schäden der unglaublichsten Art, die Völker in dumpfer Verzweiflung seufzten unter dem Drucke des Konkordats, der öffentliche Kredit war durch thörichte Spekulationen tief erschüttert, die Diplomatie erwies sich als in alten Ansichten befangen — Alles in Allem bot der Kaiserstaat ein Bild des Jammers dar, verschuldet durch jene Adels-Clique, die in den neun Jahren ihrer Herrschaft nur Parteizwecke, nicht das allgemeine Wohl förderte.

Die Friedhofsstille, die in den letzten Jahren über dem Reiche gelegen, mochte auf diese Zeit die innere Hohlheit des „neuen Systems“ verbergen, jetzt nach den niederschmetternden Ereignissen lag der künstliche Bau in Trümmern vor den Augen der gesammten civilisirten Welt.

Im Innern des Staates begannen sich Geister, die man längst eingesargt glaubte, wieder bedenklich zu regen, die Magyaren und Čechen traten mit ihren gerechten und ungerechten Ansprüchen vor. Eine allgemeine tiefe Mißstimmung, eine Unzufriedenheit und Gährung machte sich bemerklich, gegen die der Gensdarmerie- und Polizei-Apparat nichts zu unternehmen vermochte. Unter den Gebildeten stand fest, daß die Centralisation unmöglich geworden; über die Art des nächsten staatlichen Experimentes war man vorläufig noch im Unklaren.

War in den liberalen Kreisen die Bestürzung über den Ausgang des Krieges und die drohende Haltung der transleithanischen Nachbarn schon groß, so steigerte sie sich in der hohen Aristokratie bis zur vollkommenen Rathlosigkeit. Die dreißig Familien, die sich im Laufe der letzten drei Jahrhunderte das Recht erworben, die Krone mit Ministern zu versehen, mochten wohl fühlen, daß das Ende ihrer fetten Jahre gekommen, daß die gute, viel mißhandelte Austria so krank darniederliege, daß endlich bessere Doktoren gerufen werden müßten, sollte die Kranke nicht an Marasmus sterben. Es war dies aber nicht Entsagung zum Besten des Staates und Selbstopferung zu dessen Wohl, sondern Furcht vor dem Gespenst einer Revolution, wie sie eilf Jahre früher stattgefunden, das drohend emporstieg. Im August wurden von einem der Hauptfaseurs der Reaktionsperiode Einladungen an Standesgenossen versendet, worin selbe ersucht wurden, sich zu einer Besprechung zusammen zu finden. Diese Versammlung fand in der Herrengasse wirk-

lich statt — unbehelligt von der Polizei, die eben überall geheime Klubb's roch, nur nicht in der Herrengasse.

General Rabenstein war auch geladen worden, er hatte ja durch seine glänzenden Geistesgaben gerechten Anspruch ein Merk-, Wehr- und Eckstein des deutsch-österreichischen Adels zu sein, vielleicht der Feldherr der zu bildenden Liga, zu welcher Stelle ihn sein großes strategisches Talent, das bei Montebello so herrliche Blüthen trieb, wohl befähigte.

Die, wie wir heute wissen, folgenlose Versammlung fand indessen ohne Rabenstein statt.

Der General war schwer krank von Italien in Wien eingetroffen; als halber Invalide in den Krieg geritten, kam er als ganzer zurück. Es hatte ihn zwar keine Kugel getroffen, kein Säbel und Bajonnet gefunden, dafür die Strapazen das ihrige gethan. Während der Schlacht von Solferino dem Hauptquartiere zugetheilt, wurde Rabenstein am Abende nach der Schlacht von dem Gewitterregen, der die letzten Kämpfenden trennte, überrascht und durchnäßt. Für den alten, gebrechlichen Mann war solche Abkühlung lebensgefährlich, er wurde todtkrank nach Verona geschafft, lag einige Tage in Privatpflege, bis sich die Gelegenheit bot, ihn nach Wien zu bringen.

Selbstverständlich war das freiherrliche Haus unter diesen Umständen kein angenehmer Aufenthalt. Isabella pflegte ihren Gatten nicht ohne Aufopferung, und sah ihn, Dank der geschickten Behandlung Romberg's und ihrer sorgsamen Wartung, wieder genesen.

Ende August konnte der General das Bett verlassen, und man hätte glauben können, daß nun Alles wieder in das frühere Geleise zurückkehren werde. Es war aber nicht so; Rabenstein war innerlich gebrochen. Während seiner Krankheit war seine Versetzung in den dauernden Ruhestand erfolgt, sein Benehmen bei Montebello, das vielfach glossirt und bespöttelt wurde, hatte ihm erklärlicher Weise zu dieser Pensionirung verholfen.

Das hatte Rabenstein tief geschmerzt.

Er war vom Hause aus ein beschränkter Kopf, durch die kirchlich-militärische Erziehung im alten Oesterreich noch mehr verdüstert und schließlich im Gamaschendienst versteinert, bei all' seiner Unkultur doch ein tüchtiger und ehrgeiziger Soldat — kein General — nach Soldatenart an kleinlichen Formalitäten hängend. Die Pensionirung ohne die landläufige Floskel „in Anerkennung der vorzüglich geleisteten Dienste" fand er beschämend; für die sechs Worte hätte er gerne den Rest seines Lebens gegeben, und doch waren sie für ihn nicht zu erreichen.

Seit sich sein körperlicher Zustand gebessert, verschlimmerte sich seine Stimmung, er war mürrisch, unwirsch, voll Bitterkeit gegen die Welt, die ihn nach seiner Ansicht mit Undank belohnt hatte.

Die Waffengefährten, die ihn besuchten, mußten seine Klagen und Verwünschungen hören und bei dem leisesten Widerspruche gereizte Entgegnungen annehmen, die ihnen die Lust verleideten, ein zweites Mal den alten, grämlichen Herrn aufzusuchen. Dieser glaubte ihr Ausbleiben anderen Ursachen zuschreiben zu müssen, schmähte über den Undank

und die Treulosigkeit der Menschen, die sich jetzt nicht mehr um ihn kümmerten.

Litt die ganze Umgebung des Generals unter seiner bösen Stimmung, so doch keine einzelne Person schwerer als Isabella. Früher hatte die Exzellenzfrau den tiefen Abstand, der sie in Ansichten und Charakter von ihrem Gatten trennte, nicht so schwer empfunden. Er war in seiner dienstlichen Stellung viel beschäftigt gewesen und wußte sich immer zu schaffen machen, das Haus blieb ihm stets eine Nebensache, der man nur einige Minuten des Tages widmen dürfe. Selbst das Diner hatte durch die Anwesenheit der Adjutanten und sonstiger militärischer Gäste keinen Familiencharakter, es war nur die offene Tafel des Truppendivisionärs. Jetzt war Rabenstein des ihm so lieb gewordenen Schimmers des Dienstes entkleidet, allein mit seiner schönen, jungen Frau, die er nicht verstand, und darum in Ermanglung eines militärischen Untergebenen fortwährend korrigirte.

Es waren schwere Tage für Isabella, alle die unzähligen Launen des mürrischen Invaliden zu ertragen. Des Morgens fand er sie zu geputzt und eröffnete einen Feldzug gegen alle Moden; dann kam die Reihe an die Bücher, Isabella las zu viel und verkehrtes Zeug. Kam Besuch, so wollte er seine Frau anwesend haben, erbat sich bei der nächsten Gelegenheit aber gewiß das Gegentheil. In Summe war der alte Mann voll Widersprüche und von einer mürrischen, fast tollen Laune besessen. Oft blieb es nicht bei spitzen Worten; wenn sein Jähzorn aufflackerte, gab

es rohe Flüche mit der Terminologie der — Kasernen-Schimpfwörter.

Man konnte es der Exzellenzfrau unter diesen Verhältnissen nicht verübeln, wenn sie sich unglücklich fühlte, und bei den Verwandten um Rath und Hilfe flehte.

Die Baronesse, Stiftsdame Rabenstein, war nicht so blind, um nicht einzusehen, daß unter den gegenwärtigen Umständen eine Trennung der Gatten leicht folgen könne. Sie unternahm es persönlich, ihrem Bruder Vorstellungen zu machen, kam aber dabei schlecht weg. Der General hatte seine Schwester nie geliebt, sie höchstens ihrer spitzen Zunge wegen gefürchtet, und sie fand, wie denkbar, den übelsten Empfang.

Dieser mißglückte Versuch sollte nicht ohne tiefgehende Folgen bleiben. Die Exzellenzfrau, die schon lange die Thorheit, einen alten, hinfälligen Mann geheiratet zu haben, bitter bereut hatte, machte sich allmälig mit dem Gedanken vertraut, für ihre Leiden Ersatz in der Liebe zu suchen. Gegenwärtig erschienen ihr die früheren Bedenklichkeiten viel geringer, was lag an dem Gerede der Welt, wenn sie über ihre jetzige Lage zu Grunde gehen sollte.

Das Menschenherz ist bekanntlich der beste Casuist, und weiß in allen Verhältnissen des Lebens für die bewußte unrechte That eine Entschuldigung auszuklügeln.

Isabella glaubte um so eher einer schon längst im Geheimen gehegten Neigung Rechnung tragen zu dürfen, als die nun schon nahezu ein Jahr dauernde Wartefolter

„Quid juvat adspectus, si nun conceditur usus?“ *) an der Seite Rabenstein's sich bis zur Unerträglichkeit steigerte.

Der Gegenstand dieser geheimen Neigung war Leo Romberg.

Wir haben gesehen, wo und wann die erste Begegnung zwischen der Exzellenzfrau und dem jungen Arzte stattfand. Seither hatten sich Beide oft gesprochen, bis die Abreise des Generals nach dem italienischen Kriegsschauplatze eintrat. Leo besuchte aus Schicklichkeitsgründen die in Wien zurückgebliebene Frau nicht, und that mit dieser Zurückhaltung wohl. Die Rückkehr des kranken Generals brachte seine früheren Besuche mit sich, und in den wenigen Wochen war er der unglücklichen Frau mehr geworden, als er vielleicht selbst ahnte.

Erst in den letzten Tagen mochte ihn ein unvorhergesehener Zwischenfall aufklären.

Leo kam statt seinem vielbeschäftigten Vater zur Abendvisite in das freiherrliche Haus. Der General bestand eben ein Wortgefecht mit seiner Frau, die er durch eine Bemerkung über ihre Toilette beleidigte. Als der junge Arzt eintrat, schwieg diese, Rabenstein setzte aber sans rime et sans raison seine Vorwürfe fort, und sagte schließlich zu Leo, auf seine Frau weisend:

„Aufrichtig gesprochen, Doktor! haben Sie je ein so eitles Ding gesehen!“

---

*) Was hilft das Sehen, wenn man nicht genießen darf?
L. Sp.

Der Angesprochene befand sich in der peinlichsten Verlegenheit, und that, was unter diesen Umständen das Beste: er schwieg.

Die Exzellenzfrau warf einen zornigen Blick auf den beispiellos unhöflichen Gatten, und rauschte mit vor Aufregung gerötheten Wangen und nassen Augen aus dem Zimmer.

Als Leo Rabenstein verließ und die Treppe des freiherrlichen Hauses hinabstieg, holte ihn ein Diener mit dem Ersuchen zurück, einige Augenblicke der Exzellenzfrau zu schenken.

Bei dem Eintritte in das Boudoir derselben flog sie ihm entgegen und rief weinend:

„Sie waren heute Zeuge wie mich Rabenstein behandelt! . . . es ist schändlich, eine Frau in Gegenwart Fremder so zu beschimpfen . . . es ist unerhört mich wie eine Magd zu erniedrigen . . . ich überlebe es nicht! . . .“

In diesem Tone ergoß sich das bittere Gefühl der beleidigten Frau.

Als sie endlich wieder ruhig geworden und das Antlitz in das Spitzentaschentuch bergend, in den nächsten Fauteuil sank, ergriff Leo das Wort:

„Sie thun Unrecht, gnädigste Frau Baronin, sich wegen eines harten Wortes so aufzuregen. Der es ausgesprochen, hatte, ich bin überzeugt, nicht die Absicht Sie zu beleidigen, es war das rauhe Wort eines Kranken, dessen Leiden sein leicht erregbares Naturell potenzirt. Werden Sie einem Kinde zürnen, das Ihre Liebkosungen weinend, schreiend und strampfend zurückweist? . . . gewiß

nicht. In diesem Augenblicke ist der schwer leidende Greis auch ein Kind, ein altes Kind, dessen Untugenden die Gattin dieselbe unwandelbare Liebe entgegensetzen muß, wie die Mutter dem schreienden Säugling."

Die Exzellenzfrau machte eine abwehrende Bewegung.

„Sie verstehen mich nicht, Doktor, Sie wollen . . ."

„Keine abweisende Entgegnung, meine Gnädigste, bevor ich ausgesprochen habe. Ich verstehe Ihren Schmerz und bin nicht unempfindlich dafür. Sie finden das Wort Ihres Gemals darum so hart, weil es zu einem Fremden gesprochen wurde, sagen wir es offen, zu einem Manne, der nach der gesellschaftlichen Stufenleiter tief unter Ihnen steht, dessen Dienste Sie annehmen, dem Sie aber kein Aequivalent von Vertraulichkeit zugestehen wollen . . . Sie fürchten, muthmaßen vielleicht sogar, daß er das Gehörte verbreiten, weiter erzählen könne und werde! . . . Das ist aber nicht die Sache des Arztes; er ist eine Vertrauensperson der Gesellschaft, der einzige Fremde, der gegen seinen Willen in viele, oft traurige Geheimnisse eingeweiht werden muß, der Rathgeber in heiklen Fragen, der verschwiegene, uneigennützige und kluge Freund der Familie. . . . Nehmen Sie die Versicherung hin, daß der unbedeutende Vorfall, dessen Zeuge zu sein mir der Zufall aufbürdete, in mir den verschwiegensten Hüter gefunden."

Die Baronin hatte sich bei den letzten Worten erhoben und wendete sich, die Augen trocknend, an Leo:

„Sie sind ein edler Mann, Romberg, und ich zweifelte keine Sekunde daran, daß Sie schweigen werden. Wenn ich sagte, Sie verstehen mich nicht, meinte ich nicht

diesen letzten Auftritt. . . . Bin ich nicht das unglücklichste Weib, an der Seite dieses gefühllosen und rohen Menschen leben zu müssen! Ist ein solcher Zustand auf die Dauer erträglich? . . . Ich bin reich, in glänzender Stellung, beneidet von der thörichten Welt, die nur den äußeren Flitter sieht, und keine Ahnung meiner Leiden hat. Nicht ein wahrer Freund steht mir zur Seite, dem ich vertrauen, an dessen Seite ich das Fürchterliche meiner Lage vergessen könnte. Es ist hart ohne ein mitfühlendes Herz zu leiden."

„Ich erkenne die Schwierigkeiten Ihrer Lage," entgegnete der Arzt mit Theilnahme, seine Augen auf das verweinte Gesicht der schönen Frau heftend, „und wenn es in meinen Kräften stünde sie zu beheben, ich würde keinen Augenblick zögern. . . ."

Die Exzellenzfrau fuhr mit fieberhafter Erregung auf.

„Leo!"

Romberg trat unwillkürlich einen Schritt zurück. Ueber sein Gesicht flog der Ausdruck stummen Staunens.

Isabella hatte die Bewegung gesehen und verbesserte rasch:

„Lieber Romberg — verzeihen Sie meine Kühnheit Sie mit Ihrem Vornamen zu nennen — Sie können viel, unendlich viel thun."

Die Baronin war näher getreten, ganz nahe und legte ihre kleine Hand auf die Schulter des jungen Mannes.

Dieser stand ruhig und sah der verführerisch schönen Frau in das Antlitz. Das leichte Beben seiner Lippen

und die extendirenden Pupillen seiner großen, dunklen Augen ließen auf eine heftige Gemüthsbewegung schließen.

Isabella wußte die magische Wirkung ihrer im Feuer der Leidenschaft glühenden Blicke zu schätzen. Noch jeder Mann war von ihnen gebannt worden, wie der Kolibri von der Boa.

Die Baronin ließ Leo nicht zu Worte kommen. Sie neigte das Haupt zu ihm, daß ihr warmer Odem seine Lippen berührte, und flüsterte:

„Leo, seit der Stunde, in der wir uns zum ersten Male erblickten, hatte ich die Ueberzeugung, wir würden uns auf die Dauer nicht fremd bleiben ... eine innere Stimme ließ mir in Ihnen einen theueren Freund erblicken. Sprechen Sie, soll diese schöne Illusion heute schwinden?“

Die schöne Frau ließ den Kopf auf die Brust Leo's sinken, dessen Arme wie mechanisch die Gestalt der in ihrer Hingebung doppelt reizenden Circe umfingen. — —

Taumelnd und mit wüstem Kopfe verließ Leo das freiherrliche Haus.

In seinem Studirzimmer angelangt, warf er sich auf den Divan und ließ, die Augen schließend, das jüngste Ereigniß im Geiste vorüberziehen.

Der junge Mann war von widerstrebenden Gefühlen erfüllt. Die eintretende kühle Ueberlegung mußte das Geschehene mißbilligen; was konnte das Resultat eines Verhältnisses zwischen dem bürgerlichen Doktor und der aristokratischen Frau sein? — ein Skandal, zum mindesten ein unbefriedigendes Ende für beide Theile.

Je länger Leo nachdachte, um so klarer wurde es ihm, daß er eigentlich durch eine unvoraussehbare Situation in seine jetzige Stellung gedrängt worden sei. Er mußte es sich gestehen, daß er mehr dem sinnlichen Kitzel des Augenblicks als einer Aufwallung wirklichen Gefühles unterlegen, und durch seine Schwachheit die Täuschung nur verlängert habe. Von wahrer Liebe konnte ja kaum die Rede sein, er hatte in der Baronin das schöne Weib gerne gesehen, ohne darum irgend welche Neigung für sie zu fühlen.

Ein Gedanke blitzte durch Leo's Kopf; er wollte der Excellenzfrau einen langen Brief schreiben, ihr das Widersinnige der Konsequenzen der erlebten Szene beweisen, und schließlich erklären, alle weitere Verbindung sei aufgehoben, er wolle sie nie wieder sehen, und bitten, von ihrer Seite in gleicher Weise der Vernunft Rechnung zu tragen.

Im nächsten Augenblicke verwarf er wieder diesen Plan.

Derselbe sinnliche Kitzel, der ihn früher so schwach werden ließ, regte sich wieder und fand in der geschmeichelten Selbstliebe eine Genossin.

War die Exzellenzfrau nicht wegen ihres früheren leichten Witwenthums berühmt, besser berüchtigt? Vielleicht hatte sie es nach allen den aristokratischen Liebhabern einmal mit bürgerlichem Blute versuchen wollen. Ist doch nirgends das Einerlei so langweilig als im Bereiche der Sinnlichkeit.

Dieser Gedanke berührte Leo's Stolz empfindlich. Wenn die Baronin einer Laune willen sich ihm heute hin-

gegeben, um morgen in einer andern ihm geringschätzig ihren Rang fühlen zu lassen, ihn, den Schwärmer, vielleicht zu bedauern und mit mitleidsvollem Troste den Laufpaß zu geben.

Wäre es aber wirklich eine reine und tiefe Neigung, die Isabella für ihn gefaßt, was dann? Sollte er die arme, sich unglücklich fühlende Frau, deren letzte Hoffnung vielleicht seine Gegenliebe, von sich stoßen? — — —

So wogte Leo's Gedankengang, bald hoffnungsfreudig, bald Unglück ahnend, jetzt in der Erinnerung süßer Lust vibrirend, im nächsten Augenblicke aufbäumend vor der Phantasmagorie, ein Opfer falschen Spiels zu sein. Das Weib, um das sich seine Ideen drehten, erschien hier im visionären Licht heiliger Liebe, dort mit messalinarischem Gepräge, abstoßend und Ekel erregend.

Ist dies Dichtung?

Abgesehen von Namen und Schauplatz muß der unparteiische Leser gestehen, daß kongruente Fälle sich in der heutigen Gesellschaft unzählige Male wiederholen.

Wie viele der modernen Ehen sind aus einem zufälligen Zusammenhange unbedeutender Einzelheiten hervorgegangen, wie viele der Liebesverhältnisse basiren auf absichtslosem Zusammentreffen der Umstände. Leider sehen und kennen die Wenigsten, welch' erbärmlicher Spielball wirr zusammengewürfelter Aeußerlichkeiten sie sind, und bemühen sich erst nachträglich ein künstliches Reis der Leidenschaft der schon vollendeten Thatsache aufzupfropfen.

Nur die dünn gesäete Zahl jener kühlen Köpfe, die auf dem Isolirschemel der Erkenntniß stehen und leiden-

schaftslos das Towahobuho der Welt durchschreiten, sind über den Zufall erhaben und wissen sich von seinen Folgen zu emanzipiren. Das sind die echten Weisen, die die Leidenschaft um der Leidenschaft willen verachten, und mit der ewig heiteren Ruhe des Philosophen auf das bunte Getümmel niederschauen, auf die stürmische See, deren Wogen sie nicht zu erreichen vermögen und deren Gischt vergeblich zu ihnen emporspritzt. Die eingedenk der mahnenden Dichterworte:

Preservarse el carazon . . . . . !
Tormento su los hombres avezarse;
Mejararse quando toto, como el melindroso
despues la concupiscencia. *)

den Verstand vor den Sinnenkitzel zu stellen wissen. — —

Nicht die ernste und tiefe Neigung, die sich stetig entwickelt, dann aber allen Stürmen trotzt, die Basis der Ehe und des Familienglückes meinen wir, sondern das leichtsinnige Liebesgezwitscher, das in unserer Zeit zum Modeton gehört. Geckenhafte Männer-Schemen, unreife Buben, schlecht erzogene Mädchen und moralloſe Frauen gehören eben so hierher wie die beliebte Sorte hohlköpfiger Phantasten, die sich gewaltsam zu einer sinnlosen Leidenschaftlichkeit emporschrauben — die alle ihre Liebe auf den Zufall stellen, Fatalisten, die sich heute dieser, morgen jener Person an die Brust werfen. — Die gute Frucht

---

*) Hüte Dein Herz . . . . . !
Schmerz ist allen Menschen beschieden,
Besser ist aller, als Ekel nach der Lust.

Altkastilisches Gedicht. Juana Inez de la Cruz.

reift nur langsam an der Sonne, die wahre Liebe ist das Produkt einer successive entwickelten Seelenharmonie — der Zufall hat, kann und wird sie nicht reifen machen, und wenn er auch den ersten Anstoß gegeben, ist das so wenig, wie der erste Accord noch lange keine Symphonie macht.

Am Tage nach dem erzählten Ereigniß wiederholte sich wieder die peinliche Unentschlossenheit in Leo's Innerem. Bei vorhandener ernster Neigung hätte die Frage, die er sich vorwarf, die Baronin zu besuchen, nun eine Antwort gefunden. Er entschloß sich auch nach langen Kämpfen dazu, die Eitelkeit hatte gesiegt.

Isabella, die der nun eingeleiteten neuen Auflage ihres lustigen Witwenthums mit Ungeduld entgegensah, empfing Leo im reizendsten Negligé, und ließ alle die kleinen Coquetterien, die einer gewandten Frau, einen Mann zu fesseln, zu Gebote stehen, dem jungen Manne gegenüber spielen.

Dieser zweite Besuch trug außerordentlich zur Klärung aller Zweifel und Gewissensskrupel Leo's bei. Er verließ das schöne Weib mit der bestimmten Ueberzeugung, daß es ihr durchaus nicht um eine platonische Liebschaft zu thun sei.

Seither waren zehn Tage verstrichen. Leo besuchte täglich Isabella, welche lange Visiten die Aufmerksamkeit Rabenstein's erregten.

Der General dachte indessen gar nicht an die Möglichkeit einer Annäherung zwischen dem jungen Arzte und seiner Frau, er hielt die Letztere für krank, gefährlicher krank, als sie ihm gestehen wolle.

Auf seine Fragen antwortete Isabella kalt und abweisend, und gab ihm zu verstehen, daß seine beleidigenden Ausfälle die Ursache ihrer Leiden wären.

Der General brummte vorläufig, gab sich aber damit nicht zufrieden.

Als Professor Romberg ihn in den nächsten Tagen besuchte, brachte Rabenstein die Rede auf das Unwohlsein seiner Frau, und bat ihn, sich zu informiren.

„Ihr Sohn," schloß er seine Bitte, „war gestern zehn Minuten bei mir und dann bei drei Viertelstunden im Zimmer meiner Frau. Ohne Ursache wird er gewiß nicht so lange dort geblieben sein."

„Exzellenz irren sich," erwiederte der Professor. „Leo erzählte mir zwar vergangenen Abend von der Visite, die er Ihnen abgestattet, sagte aber kein Wort von einem Unwohlsein der Baronin. Im Gegentheile ... während des Gespräches warf ich die Frage auf, ob Euer Exzellenz Gemalin keinen Rückfall ihrer Migräne erlitten. Mein Sohn antwortete, er habe die Dame in den letzten Tagen nicht gesehen."

„Da hat er gelogen," sagte zornig der General.

„Vielleicht ein Vergessen," entgegnete der Professor beschwichtigend ... „es wäre ihm bei seiner Thätigkeit wohl zu verzeihen."

Zufällig trat die Baronin in das Zimmer.

„Du kommst wie gerufen," rief Rabenstein der Eintretenden entgegen. „Der Sohn des Herrn Professors war gestern bei Dir?"

Die Exzellenzfrau überflog mit einem raschen Blicke die ernsten Züge Romberg's.

„Ja," sagte sie nach einer kurzen Pause.

Dann auf den ihr wohlbekannten Arzt zutretend:

„Es ist schön, daß Sie sich unser wieder erinnern, wüßte ich nicht, wie sehr Ihre Kunst in Anspruch genommen ist, ich würde Ihnen zürnen."

Romberg wollte antworten, die scharfe Stimme des Generals kam ihm zuvor.

„Wie lange war der Doktor bei Dir, Isabella?"

Die Angesprochene sah mit eigenthümlichen, forschenden Blicken dem Gatten in das Antlitz.

Dann zauberte sie ein anmuthiges Lächeln um ihren Mund.

„Wie Du doch besorgt bist! . . . wenn es Dir Freude macht, mein Lieber, einige Minuten, wenn Du willst eine halbe oder ganze Stunde."

Die Exzellenzfrau hatte geschickt parirt.

„Ihr Frauen könnt doch nie deutlich sprechen . . . gut, daß Ihr keine Meldungen und Kompagnie-Rapporte zu schreiben habt, da wäre schwer zu wissen wie viel Mann im Glied stehen."

Professor Romberg empfahl sich und verließ das freiherrliche Haus. Mit den verschiedensten Angelegenheiten beschäftigt, vergaß er auf den Widerspruch des Generals bezüglich Leo's letztem Besuche.

Erst als er zu Hause kam und am Mittagstische mit seinem Sohne zusammentraf, erinnerte er sich des Vorfalls und frug Leo.

Dieser war sichtlich überrascht und erkundigte sich eingehend, wie der General darauf zu sprechen kam.

Romberg erzählte das Wenige, das er wußte, und damit war die Sache vorläufig abgethan.

An demselben Tage lief ein Brief ein, der Professor Romberg herzliche Freude bereitete.

Wierling hatte aus Verona geschrieben und für die nächsten Tage seine Ankunft angezeigt. Der Wackere, der seit drei Monaten in den Lazarethen der französischen und österreichischen Armee im Dienste der Wissenschaft und Humanität Samariterarbeit gethan, wollte über Wien seine Rückreise nach der Nebelstadt antreten und einige Tage bei Romberg zubringen.

Wir werden ihn hier finden.

Zweites Kapitel.

Motto:
„Genußsucht hat in dieser regen Zeit
Die Herzen angesteckt wie eine Seuche,
Und gegen Seuche, das ist sicher,
Hilft kein Philosophem."
Robert Hamerling.

Wir stehen vor dem Hause eines der belebtesten Plätze der Residenz. Mit Kolossalbuchstaben prangt über dem ersten Stockwerke die Schilderschrift: „Wallenthal & Komp.," kleine Tafeln unter dem Thoreingange belehren den Eintretenden, daß sich die Bureau's des Hauses im ersten Stocke befinden.

Während des ganzen Tages hört man den Glockenapparat der Eingangsthüre zur Wechselstube klingen; da kommen und gehen Leute aus allen Ständen der Gesellschaft, die Geld und Werthpapiere kaufen und verkaufen.

Es ist lohnend einen Blick auf das Gedränge zu werfen, das vor den Zahltischen herrscht. Hier ein Landmann, der, durch die drohenden Gerüchte erschreckt, seine vom Vater überkommenen Obligationen mit einem Drittel

Verlust in harte Silbergulden umwechselt, neben ihm eine Matrone, die die Koupons ihrer wenigen Staatspapiere zu Geld macht, dort ein behäbiger Bürger, der Aktien kaufen will, ihm zur Seite ein Börsenmäkler, der über die Köpfe der Anwesenden dem Kassier Zahlen zukreischt, hinter den Tischen und dem Holzgitter die Clerk's, die mit dem Crayon und dem Koursblatt in der Hand die Kunden abfertigen. Verlockend stehen im Hintergrunde die massiven eisernen Geldschränke mit den komplizirten Schlössern, die des kühnsten Einbrechers spotten. Ihre Fächer sind gefüllt mit Werthpapieren und großen Banknoten, nach denen so Mancher sehnsüchtig blickt, und mit dem trostlosen Bewußtsein fortgeht, sie nie zu besitzen.

Neben dem großen Bureau befindet sich ein kleines Zimmer, das Allerheiligste des Hauses. Hier sitzt Banquier Wallenthal vor seinem Mahagonipult, schreibt, rechnet, befiehlt, von hier geht die Ordre an seine Agenten an der Börse, die chiffrirten Depeschen an Geschäftsfreunde im In- und Auslande.

Aus den zwei Begegnungen, die wir bisher mit Wallenthal hatten, können wir schließen, daß dieses kleine Bureau auch schon viele Seufzer und verzweifelte Monologe seines Herrn gehört.

In diesem Augenblicke war Wallenthal fröhlicher und heiterer als je. Er hatte seit dem Friedensschluß à la hausse spekulirt und viel Glück gehabt; die launische Göttin, die ihn so lange vernachlässigte, schien sich wieder des einstigen Lieblings erinnert zu haben, und leerte um so verschwenderischer ihr Füllhorn über ihn.

Das kleine Männchen trug auch den Kopf bedeutend höher als an jenem Tage, wo es der Exzellenzfrau Rabenstein seine Dienste anbot, und das „Sein oder Nichtsein" der Firma von der Entschließung der Dame abhängig war.

Wallenthal saß vor seinem Pulte, den bebrillten Kopf über das Kassabuch gebeugt, flüchtig die endlosen Zahlenreihen übergehend, als sein Kompagnon Herr Bibern eintrat.

Der Banquier schien den Besucher nicht zu bemerken und summirte ruhig weiter.

Erst als Bibern den nächsten Stuhl zurecht rückte und den Hut auf den Kamin stellte, sah Wallenthal flüchtig auf.

„Ah, Bibern ... einen Moment Geduld, ich stehe gleich zu Diensten."

Nach diesen heftig gesprochenen Worten beugte sich das Männchen wieder über das große mit Messing beschlagene Buch.

Der Angesprochene nickte leicht mit dem Kopfe und trat hinter den Sitzenden, kneifte das Monocle in das rechte Auge und sah auf die Posten des Kassenjournals.

Einige Minuten herrschte tiefes Schweigen im Gemache, das nur durch die leise sumsende Stimme des addirenden Banquiers unterbrochen wurde.

Endlich legte er den Stift zur Seite, und wendete sich mit der ihm eigenen Beweglichkeit rasch um.

„Sehr schön, Bibern, daß Du mir eine Viertelstunde schenkst ... es ist schon ziemlich lange her, daß Du zum letzten Male hier warst. ... Apropos, gestern schrieb mir

Boggs aus Manchester, daß für die nächsten Monate ein Steigen der Baumwollpreise in sicherer Aussicht steht . . . interessant für Dich; doch Du wirst gewiß schon Dein Fabrikslager gedeckt haben. . . . Deine neue Hochdruckmaschine ist schon in schönster Thätigkeit, Oberstein, den ich vorgestern in der Oper sprach, sagte mir, sie sei einzig in ihrer Konstruktion . . . meine Frau will nächstens hinaus sie anzusehen, Du weißt, die Gute hat eine Vorliebe für Fabriken . . ."

Bibern ließ den Wortschwall des Redeseligen ruhig über sich ergehen.

Erst als der Schwätzer schwieg, machte er eine Handbewegung, die zu sagen schien: „genug des Unsinns!" und ließ sich Wallenthal gegenüber nieder.

„Ich bin gekommen ein ernstes Wort zu sprechen," begann er mit tiefer Stimme, „es ist Zeit, daß wir uns auseinandersetzen."

„Was meinst Du," entgegnete Wallenthal, dessen Gesicht einen ängstlichen Ausdruck annahm und der die Brille höher rückte.

„Zur Sache. . . . Es freut mich, Wallenthal, daß Du in den letzten Wochen mit mehr Glück und Geschick arbeitetest, als innerhalb der verflossenen vier Jahre, seit wir uns alliirten. Ich brauche es Dir wohl nicht in das Gedächtniß zurückrufen, daß ich während dieser Zeit meine Einlage, um Dich vom Bankerott zu retten, verdoppeln mußte, und wie oft es in meiner Hand gelegen, Dich ohne Umstände aus dem Geschäft entfernen zu können, das nur noch nominell Dein Eigenthum war. Die letzten glück-

lichen Spekulationen haben Dich wieder vollständig auf eigene Füße gestellt, ich freue mich in Deinem und meinem Interesse herzlich darüber."

„Wo willst Du hinaus!" unterbrach ihn Wallenthal, dessen bebende Stimme Beweis seiner Bestürzung war.

„Du brauchst Dich nicht zu ängstigen," fuhr Bibern fort, „ich denke vorläufig nicht daran meine verdoppelte Einlage aus dem Geschäfte zu ziehen."

„Nun?"

„Es handelt sich um Anderes. Im Jänner dieses Jahres nahm die Baronin Witwe Klinkör sechszigtausend Gulden aus ihren in unserem Hause angelegten Geldern. Du befandest Dich damals momentan in mißlichen Verhältnissen, und gingst mich — es war bei der Soirée des Generals Rabenstein — an, Dir diese Summe vorzustrecken. Ich that es, und wir trafen, wie Du weist, das notarielle Uebereinkommen, daß diese sechszigtausend Gulden als außer der Einlage stehend betrachtet und zurückgezahlt werden sollen.

„Seither sind neun Monate verstrichen. Dein Geschäft steht heute besser als seit langer Zeit, und Du bist in der Lage, mir die geliehene Summe zurückzuzahlen. Zu Deiner Beruhigung bemerke ich schließlich, daß ich gerne bereit bin auf billige Raten einzugehen."

Wallenthal war während der letzten Worte Bibern's aufgestanden und ging mit unruhigen Geberden in dem kleinen Zimmer auf und ab.

Als sein Kompagnon geendet, trat er vor ihn hin und erhob beide Arme wie Josua während der Schlacht mit

den Kananiten, als er der Sonne Stillstand gebieten wollte.

„Geduld, Herzensfreund, Geduld! . . . Alles soll bezahlt werden, aber nur im Augenblicke nicht . . .“

„Diese Antwort habe ich erwartet, ich höre sie in ähnlichen Variationen seit der Zeit, als ich Dich kenne. Aber mit dieser Phrase, mit der Du alle Welt hintanhältst, sollst Du mich nicht täuschen. Ich verlange bestimmte Antwort, wann willst Du die erste Theilrate zahlen.“

„Mein Gott, Du drängst, als ob diese sechszigtausend Gulden Dein Vermögen ausmachten. . . . Der reiche Bibern! . . . Uebrigens will ich Dir meinen guten Willen, die Schuld ehestens zu berichtigen, dadurch beweisen, daß Du am nächsten ersten Monatstage zwanzigtausend Gulden erhältst, die zweite Rate sechs, die dritte acht Wochen später. . . . Nun wirst Du wohl zufrieden sein!“

„Ich bin es nicht. . . . Du darfst nicht glauben, weil meine vielen Geschäftsangelegenheiten mir nicht erlauben, hier im Komptoir zu sitzen, ich nicht die Börsenoperationen unseres Hauses mit aufmerksamem Auge verfolge. Vorgestern wurden von uns sechsmalhunderttausend Gulden Bahnaktien auf den Markt geworfen. . . .“

„Das ist unmöglich,“ fiel Wallenthal ein, „ich will Dir beweisen, daß man Dich getäuscht.“

„Die Quelle ist lauter und verläßlich.“

„Sieh' das Tagesjournal,“ erwiederte eifrig der Banquier, und nahm ein gebundenes Portefeuille aus einem Schranke. Er schlug es auf.

„Sieh', Bibern,“ fuhr er, mit der Hand auf eine

Rubrik weisend, fort, „hier steht es schwarz auf weiß: „dreihunderttausend Gulden, keinen Sous mehr."

„Merkwürdig," entgegnete Bibern, „Goldberg hat doch um sechsmalhunderttausend Gulden verkauft."

„Goldberg! . . . Das hättest Du gleich sagen sollen. Der alte Bursche hat die Hälfte aus eigenen Mitteln zugelegt. Ich weiß es schon lange, daß er auf seine Rechnung im Namen der Firma Geschäfte macht."

„Aber mit solchen Summen! ich kann es kaum glauben!"

„Gewiß, es ist so. . . . Goldberg ist reich, sehr reich, nur prunkt er nicht mit seinem Besitze, der Geiz, der ihn beherrscht, verbietet ihm dies. Ich hätte den mir unsympathischen Mann schon lange vor die Thüre gesetzt, wäre er mir nicht unentbehrlich. Seine Geschäftskenntniß ist höchst bedeutend, er war es, der die letzten glücklichen Operationen durchführte, und schon darum muß ich ihm dankbar sein. . . . Daß Goldberg Börsengeschäfte unter meiner Firma machte und macht, dafür mußte ich ihm sogar lange Zeit dankbar sein; er hat gewissermaßen meinen Kredit aufrecht erhalten, und durch große Summen, die unter meinem Namen auf seine Privatrechnung liefen, dem Geschäfte genützt."

„Was Du da mittheilst, ist mir neu. Ich hörte zwar schon öfter von Deinem spekulativen Kassier munkeln, glaubte aber nie daran. Heute bin ich bekehrt worden."

„Ja, so ist es," entgegnete Wallenthal. „Mein Vater war ein besserer Geldmann als ich, und wußte was er that, als er mir testamentarisch auftrug, Goldberg nie von mir zu lassen. Es hat Zeiten gegeben, wo es mich tief

kränkte, den seiner Wichtigkeit bewußten Diener nicht entlassen zu können, heute bin ich froh ihn zu besitzen."

Bibern war während der letzten Worte in ein tiefes Nachdenken versunken.

Wallenthal bemerkte es und fuhr fort:

„Ich weiß, Du bist Goldberg auch nicht gram, schon seiner schönen Tochter wegen."

Der Angesprochene fuhr heftig auf.

„Was sagst Du da? . . . Ich war thöricht genug mich zu erniedrigen um Edith's Hand anzuhalten, und mußte meine Schwachheit durch eine Zurückweisung bitter büßen. Heute bin ich beruhigt, ich werde Goldberg gegenüber nicht mehr als Bittender erscheinen. Kommt er selbst, er wird kommen, so nehme ich es an."

„Richtig beurtheilt. — Der Mensch ist vom Geldteufel besessen, und hat den Gedanken, der Schwiegervater eines so reichen Mannes zu werden wie Du bist, gewiß nicht vergessen. Die anfängliche Weigerung des Mädchens wird gar nicht in Betracht kommen."

Bibern wandte sich ab, als wäre es ihm unangenehm weiter von diesem Gegenstande zu sprechen.

Er ergriff Hut und Stock.

„Du bist mir geschickt ausgewichen," sagte er, sich zum Fortgehen anschickend, zu Wallenthal. „Wir sprechen nächstens über die Rückzahlung der sechszigtausend Gulden. Ich will diese Summe nicht länger hier stehen lassen, richte Dich darnach."

Er verließ das Zimmer.

„Wieder ein Sturm abgeschlagen," murmelte Wallen-

thal, als sich die Thüre hinter Bibern geschlossen, „der Mann kann warten. Ich wäre zwar herzlich froh ihn ledig zu werden; wenn es ein halbes Jahr so fortgeht wie die letzten Wochen, mache ich mich ganz von ihm frei. Ich sehne mich wirklich darnach.“

Er beugte sich über das große Kassabuch und war in den nächsten Augenblicken in den Zahlenreihen versunken.

Auf der anderen Seite desselben Stockwerkes, in welchem sich die Wechselstube des Banquiers Wallenthal befand, war dessen Privatwohnung, ein prachtvolles Appartement von zwölf Zimmern.

Die Familie Wallenthal war nicht durch eine glückliche Spekulation zu ihrem Wohlstande gelangt, der Vater des jetzigen Chefs war Gründer desselben durch vierzigjährige erfolgreiche Thätigkeit und zwei reiche Heiraten geworden. Wenn die Verstorbenen ihrer Kinder Erdenwallen — wie eine fromme Mähr sagt — aus der anderen Welt verfolgen, so dürfte in unserem Falle der alte Wallenthal sich viel über den Leichtsinn seines Sohnes geärgert haben, denn dieser war von dem Augenblicke an, als das Vermögen in seine Hände überging, weder sparsam noch thätig. Er vernachlässigte das Geschäft, ging seinen Passionen, wie schönen Frauen und hohem Spiel nach, bis er eines Tages durch einen unsanften Stoß wachgerüttelt wurde. Das altehrwürdige Haus mußte momentan seine Zahlungen einstellen; es war kein Falliment, das den

leichtsinnigen Mann vor die Thüre setzte, es ging glücklicher Weise mit einem Vergleiche ab, aber immerhin ein Schlag, von dem er sich nicht mehr erholen sollte.

Diese Katastrophe hatte den einen Vortheil zur Folge, daß Wallenthal sich nun ernstlicher um sein Geschäft kümmerte, was auch sehr nothwendig war, da die Verlegenheiten und Nöthen durch seinen gesunkenen Kredit kein Ende nahmen.

Erst der Eintritt des reichen Bibern als Kompagnon half dem über seine Sorgen schnell alt gewordenen Manne auf die Beine, doch bedurfte er, wie wir bisher erfahren haben, sehr dieser Stütze.

Nicht Wallenthal allein zertrümmerte durch leichtsinnige Verschwendung das große Erbe des Vaters, eine zweite Person half ihm bei diesem angenehmen Geschäfte redlich mit: seine Frau. Er lernte sie als Witwe kennen, und da sie ein nicht unbeträchtliches Vermögen besaß, heiratete er auf Wunsch seines damals noch lebenden Vaters ihre Person und ihr Geld.

Die neue Frau von Wallenthal war von früher Jugend, als die einzige Tochter eines Patrizierhauses, an den Komfort und alle Genüsse des Reichthums gewöhnt, und gab dem damals wie ein wandelndes Skelett aussehenden Wallenthal aus Klugheitsrücksichten die Hand. Es war eine merkwürdige Verbindung; jedes der Gatten heiratete nur des andern Vermögen, und die natürlichen Folgen dieser echten und rechten Geldheirat stellten sich auch bald genug ein.

Wallenthal und seine Frau blieben sich aus psychi-

schen und physischen Gründen immer einander fremd, Jedes lebte lustig in seiner Art. Heute war die Banquiersfrau eine alte Dame, und nach einem dreißig Jahre währenden sehr lustigen Leben zu der Ansicht bekehrt, daß mehr als die Materie allein, der Geist sei.

Wir kennen aus dem täglichen Leben genugsam diese Damen, die, nachdem sie den Freudenbecher der Welt bis zur Hefe ausgekostet, sich plötzlich — und immer erst mit einbrechendem Alter — dem Spiritualismus zuneigen. Sie sind Legion.

Frau von Wallenthal hatte keine Liaison's mit erotischen Abenteuern mehr, aber ihr weites Herz, das so viele Männer beherbergt, barg trotz der Erkenntniß über die Vergänglichkeit der Materie noch immer einen höchst bedeutenden Schönheitssinn, der sich bis auf die Auswahl von Bedienten auf die jungen Clerk's in dem Komptoir ihres Gatten und den jugendlichen Liebhaber des Burgtheaters erstreckte. Daher auch ihre Toleranz gegen die glatten und blassen Roué's der Gesellschaft, für die sie nie ein Wort des Tadels, sondern nur Klagen des Bedauerns hatte, die an jenen Vers Corneille's erinnerten:

„Ah! qu'il est donc de plaindre
Le sort d'un ennemi, quand il n'est plus à craindre!" *)

Frau von Wallenthal brauchte, wie aus Vorstehendem genugsam erhellt, viel Geld, und war trotz der Geldkalamitäten ihres Gemals niemals verlegen, dasselbe auf-

*) Wie süß ist es, das Los eines Feindes zu beklagen, wenn er nicht mehr zu fürchten ist.

zutreiben. Ihr Luxus, ihre Toilettenpracht bildeten durch lange Jahre einen dankbaren Stoff für die Klatschmäuler des Theetisches, ihre Aventuren artige Kapitelchen in der chronique scandaleuse der Geldaristokratie.

Das gehört aber gegenwärtig alles der Vergangenheit an, die schnelllebige Gesellschaft hat andere Helden und Heldinnen gefunden, an die alte Banquiersfrau knüpfen sich nur noch Reminiscenzen.

Zu derselben Zeit, als Bibern in Wallenthal's Zimmer die mitgetheilte Unterredung hatte, saß die Frau des Hauses mit ihrer Gesellschafterin in dem Salon.

Beide Frauen stickten an einem prachtvollen Glockenbande, das als Gabe für einen Wohlthätigkeits-Bazar bestimmt war.

Die Gesellschafterin ist ein schönes, blondes Mädchen — wir kennen das liebliche Gesichtchen — es ist Pauline.

Wie kömmt die ehemalige Pflegetochter der Stiftsdame Baronesse Rabenstein hierher?

Wir haben Pauline in dem Momente verlassen, wie sie aus der Lasterhöhle entsprungen, vor Aufregung und Ermüdung überwältigt, ohnmächtig auf der Straße zusammenbrach. Der glückliche Zufall wollte, daß ein armer, aber ehrlicher Handwerker zuerst der Unglücklichen ansichtig wurde, sie aufhob und mit sich nach Hause nahm. Seine Frau war nicht wenig erstaunt über den seltsamen nächtlichen Gast, gab, von dem Sachverhalte unterrichtet, dem Manne recht, und nahm sich mit jenem herzlichen Mitleid, das sich nur unter dem Dache der Armuth findet, der Verlassenen an.

Am folgenden Morgen wandte sich Pauline an Romberg, dessen Adresse leicht zu erfahren war, und traf mit Leo, dem Freunde Blander's, zusammen. Nun hatten sich die Liebenden bald gefunden.

Es war ein rührendes Wiedersehen nach allen den Kämpfen und Gefahren, denen die Liebe Beider ausgesetzt war. Was sie bisher einander verschwiegen, ließ sie die Weihe des Augenblicks aussprechen, sie gelobten einander zu gehören immer und ewig, bis in den Tod.

Leider rechnet aber das Leben nicht mit Liebesschwüren, sondern Zahlen, und zwingt Jeden, seine Wünsche und Hoffnungen, sobald er sie realisiren will, den materiellen Verhältnissen anzupassen.

Pauline und Blander erblickten in ihrer Vereinigung vor dem Altare das höchste Ziel ihrer derzeitigen Wünsche, der Liebesbund sollte kein Verhältniß bleiben, über das die neidische Welt naserümpfend mäckeln könne, sondern zur Ehe werden, sie wollten sich und den Fremden gegenüberstehen als Mann und Weib.

Ein berühmter Franzose hat geschrieben: „Das ist das Paradies der Ehe, daß der Mann für die Frau arbeitet, daß er das Nöthige allein herbeischafft, daß er das Glück hat, für sie sich abzumühen, für sie dulden zu können, daß er ihr die Mühe der Welt abnimmt und die Kränkungen der Welt erspart.“ Das ist ein sehr schönes Wort, und der brave Blander war auch der Mann, der den Willen besaß es bei sich zu verwirklichen, aber es fehlte ihm die Gelegenheit.

Durch die Revolution in seinen philologischen Studien

unterbrochen, warf ihn das Schicksal als bettelarmen Flüchtling nach Paris. Dort griff er, durch die Noth gezwungen, zur Tagesfeder, schrieb für deutsche Blätter, und verdiente mühselig nicht so viel, um sich satt zu essen, und wieder mehr, um zu verhungern. In seiner ärgsten finanziellen Bedrängniß fand er einen Posten als Hauslehrer in der Familie eines Kaufmanns, der aus Würtemberg nach Frankreich übergesiedelt, dort löblicher Weise seinen Kindern eine deutsche Erziehung geben ließ. In dieser Stellung verblieb er bis zu seiner Rückkehr nach Oesterreich.

Nach dem Tode seiner Mutter überkam zwar auf Blander der Genuß einer kleinen Rente; diese reichte aber kaum hin, die dringendsten Lebensbedürfnisse zu decken, geschweige eine zweite Person zu erhalten. Der junge Mann stand da vor demselben Dilemma, das einem höchst bedeutenden Theil der männlichen Jugend der mittleren Klassen gegenwärtig so viel zu schaffen macht. Unzählige junge Männer müssen vor der Ehe zurückschrecken, weil sie voraussichtlich nicht die Mittel haben werden, in derselben die auch noch so geringen Ansprüche der Frau zu befriedigen. Der Proletarier ist in dieser Hinsicht gewissenlos, er heiratet, setzt so viel Kinder in die Welt, als es die Konstitution seiner Frau erlaubt, und tröstet sich mit dem biblischen Worte, das keines der Geschöpfe verkommen läßt. Dem gemeinen und ungebildeten Manne ist solch' thörichtes Handeln eher zu verzeihen, es wurzelt gewissermaßen in seinen traditionellen Anschauungen, und wird wohl so lange — noch Jahrhunderte — dauern, bis die Stuart Mill'sche Lebensphilosophie in seine Kreise gedrungen ist.

Bei dem Manne der höheren Stände gilt diese theilweise Entschuldigung nicht, er steht auf einem anderen Punkte der Lebensanschauung, und weiß daher auch genauer zu unterscheiden, was er zum eigenen Nutzen nicht thun darf. Außerdem bilden der allgemeine Hang zum Wohlleben und die moderne Polygamie in Form der Prostitution leider nur zu starke Ableiter von der Ehe. Dies erklärt auch die statistisch nachgewiesene Thatsache von der Verminderung der gesetzmäßig geschlossenen Heiraten, die aufsteigende Zahl der Konkubinate und unehelichen Kinder. Was gegen die durch die Umstände erzwungene Ehelosigkeit auch gesagt wird, Kinder in die Welt zu setzen, ohne sie erhalten und erziehen zu können, der Frau allein die Folgen eines unüberlegten Momentes zu allen den Schmerzen und Kümmernissen der Mutterschaft auf die Schultern zu legen, ist ein verabscheuungswürdiges Verbrechen. Wenn überall das Motto der Individualität, das: „proximus sum egomet mihi“ *) angewendet werden darf, in diesem Falle nicht.

Blander konnte in seinen augenblicklichen Verhältnissen nicht daran denken, seine Auserwählte heimzuführen, und mußte einer günstigeren Gestaltung der Umstände die Verwirklichung seines süßen Wunsches überlassen. Vorläufig bot er Alles auf, seine Lage zu verbessern, und trachtete eifrig darnach, eine seinen Kenntnissen entsprechende Stellung als öffentlicher Lehrer zu erringen. Dies ist so ziemlich überall schwer, doppelt aber in Oesterreich, wo die ver-

---

*) Ich bin mir selbst der Nächste. (Lat. Sprichwort.)

schiedensten Bedenklichkeiten gegen den Kandidaten erhoben werden — besonders dann, wenn er, wie Blander, Protestant und einmal politisch kompromittirt war. Der junge Mann ließ es sich nicht reuen, an die Thüren der verschiedenen in dieser Hinsicht einflußreichen Personen zu klopfen, Bittgesuche zu verfassen, Offerte einzureichen; er fand wohlmeinende Rathgeber, süße Versprechungen, ausweichende Antworten, kurze Abweisungen, mit einem Worte reiflich Gelegenheit, den Vernunftbecher, der solchen Petenten langsam zu schlürfen vorbehalten ist, zu leeren. Bei all' diesen getäuschten Hoffnungen und materiellem Jammer hatte er noch die Sorgen um die Geliebte zu tragen.

Professor Romberg hatte ihm diese theilweise erleichtert. Durch Leo von der Lage des alleinstehenden Mädchens unterrichtet, spendete er zuerst ein sehr beträchtliche Geldsumme, und suchte dann in dem weiten Kreise seiner Bekannten nach einem passenden Unterkommen für Pauline.

Die Banquiersfrau Wallenthal, die der Professor auch anging, suchte eben eine Gesellschaftsdame, und entschied, nachdem sich Pauline bei ihr repräsentirt, obwohl ihr deren große Jugend nicht vollkommen genehm war, für ihre Aufnahme. Ein minder schönes Mädchen wäre der Frau von Wallenthal trotz ihres Schönheitssinnes lieber gewesen, und zwar aus dem einfachen Grunde, als ihr Herr Gemal auch einen so ausgebildeten Sinn besaß, den sie noch zu stärken keinen Anlaß fühlte.

Pauline hatte durch ihren Eintritt in dieses Haus den Sprung aus der Armuth in das glänzende Treiben

der großen Welt gemacht. An der Seite der Banquiersfrau besuchte sie jetzt Theater, Konzerte und betrat viele Salons. Inmitten dieser schillernden Vergnügungen, die Blander als eine unangenehme und schädliche Seite ihrer gegenwärtigen Stellung betrachtete, erhielt das Mädchen seinen reinen Sinn, und machte kein Hehl daraus, daß es für stille Häuslichkeit alle diese hohlen und lärmenden Amusements der vornehmen Welt geben würde. Blander, der das Gegentheil solch' echt bürgerlich sittsamer Lebensanschauung befürchtet hatte, war über diese Charakterfestigkeit hoch erfreut, und that was in seinen Kräften stand, sie zu befestigen.

Frau von Wallenthal hatte von einer mit Romberg befreundeten Person die Schicksale ihrer Gesellschafterin erzählen gehört, kolportirte dieselben in allen Gesellschaften weiter, so daß Pauline zu einer „interessanten Erscheinung," um im Salonjargon zu sprechen, in den Augen vieler Leute wurde. Es fehlte auch nicht an alten und jungen Männern, die sich dem bescheidenen Mädchen näherten und es mit den faulen Bonbons der Schmeichelei zu füttern versuchten; Pauline war aber klug genug, um zu sehen, was sich hinter den gleißnerischen Phrasen berge, und wies die Bewerber rund ab.

Das konnte Frau von Wallenthal, die, wie es sich für eine Banquiersfrau geziemte, Menschen, deren Gefühle, Leidenschaften und Handlungen nach dem Gradmesser des Besitzes maß, völlig nicht begreifen. Sie sprach es zwar nicht offen aus, nannte aber für sich und ihrem Gatten gegenüber die Tugend Paulinens lächerliche Prüderie, und

meinte, sie thäte besser sich durch eine reiche Liaison zu versorgen, als der ungewissen Verbindung mit Blander willen ihre Jugend zu vertrauern. Eines Tages sprach dies die Dame auch Professor Romberg gegenüber aus, der, von der falschen Moral der vornehmen Welt durchaus nicht angekränkelt, ihr mit scharfen Worten erwiederte.

In dem Momente, als wir Frau von Wallenthal und Pauline im Salon finden, waren beide Damen in keineswegs rosiger Laune. Die Erstere wegen einer vermeintlichen Zurücksetzung, die ihr wiederfahren, und durch die sie sich sehr gekränkt fühlte, Pauline wegen der jüngsten Unterredung mit ihrem Geliebten. Der arme Blander hatte eine neue Täuschung erlitten; eine hohe Person, die ihm ihre Verwendung zur Erreichung einer längst ersehnten Stelle versprochen, hatte nicht nur nicht Wort gehalten, sondern einen fremden Protegé eingeschoben. Von dem Eindrucke dieser niederschlagenden Thatsache überwältigt, hatte sich der junge Mann mit weniger Resignation, als es sonst seine Gewohnheit war, Paulinen gegenüber geäußert, und dadurch den Stachel des Schmerzes tiefer in des Mädchens Seele gedrückt, als er im Augenblicke selbst ahnte.

Die beiden Frauen waren lange schweigend mit der Arbeit beschäftigt einander gegenüber gesessen, als die Banquiersfrau das Wort ergriff.

„Sie sind heute sehr stille, Pauline ... wer ist daran Schuld, die langweilige Arbeit oder der gestrige Abend.“

Pauline erhob das schöne Haupt. Ueber ihr reines Antlitz glitt ein Schatten, wie wenn sie, um die Frage

beantworten zu können, sich der Gedanken entschlagen müsse, mit denen sie sich im Augenblicke beschäftigt.

„Ich verstehe Sie nicht, gnädige Frau."

„Sie wollen mich nicht verstehen, mein liebes Kind ... der hübsche, blonde Jäger-Lieutenant, der Ihnen gestern so zusetzte, scheint Sie ganz verwirrt gemacht zu haben."

Das Mädchen neigte den Kopf und beugte sich über die Stickerei.

„Gnädige Frau müssen mich für sehr leichtsinnig halten, wenn Sie meinen, ich vergäße auf die Stellung, welche ich hier im Hause einnehme."

„Das ist sehr unschön," erwiederte Frau von Wallenthal lebhaft, „daß Sie sich immer auf Ihre Stellung in meiner Umgebung berufen, um so unliebenswürdiger, als ich Sie mit keinem Worte je daran erinnert habe noch erinnere. Sie sind ein seltener, stolzer Charakter, auch im Unglück kalt, zurückweisend, fast zu hart — für ein Mädchen."

„Sagen Sie, gnädige Frau, für ein armes Mädchen, das von der Gnade fremder Leute lebt."

Pauline hatte die letzten Worte mit jener Erregtheit gesprochen, die ihr so schön stand. Dann setzte sie rasch hinzu:

„Verzeihen Sie mir, daß ich so schnell in meinen Fehler zurückfalle. ... Es ist wahr, Sie sind gut, sehr gütig, wohlwollend wie eine Mutter gegen mich — aber Sie kennen mich nicht. ... Wie könnten Sie sonst glauben, ich denke an Kavaliere, die Ihren Salon betreten, ich vergäße über den nächsten Offizier den Mann, der mir

Leben und Freiheit gerettet, und dessen Namen ich in kurzer Zeit tragen werde. Könnten Sie, gnädige Frau, bei so viel Undankbarkeit gegen meinen Wohlthäter von mir auf Dankbarkeit rechnen?“

„Sie mißverstehen mich,“ entgegnete die Banquiersfrau, „ich schätze Ihre Dankbarkeit gegen den Mann, der Ihnen, um Ihre Worte zu wiederholen, Leben und Freiheit gerettet, doch möchte ich Sie aufmersam machen, daß die Opfer, welche er brachte, wohl auch einen egoistischen Hintergrund hatten. Nun stellt sich aber nachträglich heraus, daß er jetzt und wahrscheinlich lange Zeit nicht die Mittel besitzt und besitzen wird, die nothwendige Folge der Befreiung, Ihre Erhaltung zu tragen. . . . Die Welt stellt den Besitz höher, als jene imaginären Eigenschaften, wie: Ehre, Tugend und Sittsamkeit . . .“

„Es wird mir schwer, Ihrem Gedankengange folgen zu können,“ warf Pauline ein, deren bebende Lippen Zeugniß ihrer inneren Erregtheit gaben.

„Kurz, zur Sache. . . . Der junge Offizier, der gestern nicht von Ihrer Seite wich, ist der Cousin des Generals Rabenstein, der Baron Brand, schon gegenwärtig sehr reich, und da er einst die Familie des Generals beerben wird, im Laufe der Jahre einer der reichsten Kavaliere der Monarchie. . . . Der junge Baron ist von Ihnen entzückt, Sie waren so glücklich, einen tiefen Eindruck auf sein empfängliches Herz auszuüben. . . . Das Glück ist wandelbar, es kömmt gewöhnlich nur einmal im Leben, wer es nicht erhascht, den flieht es für immer. Sie, meine Kleine, stehen jetzt vor einem solchen Momente. Versorgen Sie

sich, machen Sie sich die Freundschaft des jungen Kavaliers zu Nutze ... Ihren Blander können Sie immer später noch heiraten. ... Der Baron wird dieser Tage, vielleicht schon heute, wieder kommen und sich direkt an Sie wenden. Im Falle Sie der Stimme der Vernunft Gehör geben, stehe ich nicht an in Ihre augenblickliche Entlassung einzuwilligen. Baron Brand wird für Sie glänzend sorgen."

Frau von Wallenthal sprach die letzten Worte mit leiser Stimme und bückte sich tief über den Stickrahmen.

Unnöthig! Solche Wangen haben keine Schamröthe mehr zu fürchten.

Pauline hatte zitternd den Antrag der Banquiersfrau vernommen, die in den letzten Worten enthaltene Aufforderung überschritt das Maß dessen, was sie ertragen zu dürfen glaubte.

Sie sprang von dem Sitze auf, und sagte mit zorngerötheten Wangen und vibrirender Stimme:

„Ich nehme Ihre augenblickliche Entlassung an, doch nicht um die Geliebte des Baron Brand zu werden, sondern dem Hause zu entgehen, in dem dessen Herrin mir solch' skandalösen Antrag zu machen nicht unter ihrer Würde findet."

Mit diesen Worten verließ das Mädchen den Salon.

Frau von Wallenthal sah ihr stumm nach, das beschwichtigende Wort, welches ihr auf der Zunge lag, hielt der gekränkte Stolz zurück.

Pauline ging in ihr Zimmer, nahm Hut und Mantille und verließ das Haus.

Ohne Ziel eilte sie durch die nächsten Straßen; die nassen Augen, die sich immer wieder mit Thränen füllten, mit dem Taschentuche trocknend.

Vor dem Portal eines mächtigen Hauses stand eine einfache Equipage, in die eben ein Herr einzusteigen im Begriffe war, als das Mädchen vorübereilte.

Eine Hand legte sich auf Paulinens Arm, die erschrocken aufblickte.

„Herr Professor Romberg!“

„Wohin so eilig, mein Kind, und mit verweinten Augen . . . was ist geschehen? . . .“

Die freundliche Milde des alten Herrn bewegte das ohnehin erschütterte Gemüth des armen Mädchens, das nun statt aller Antwort in ein leises Schluchzen ausbrach.

„Trösten Sie sich, Pauline! . . . trocknen Sie die Augen und erzählen Sie; was ist vorgefallen? Oder soll ich Sie zu Wallenthal führen, steigen Sie dann in den Wagen.“

„Nein,“ schluchzte Pauline, „ich will nicht mehr zurück.“

„Oh! . . . Sind Sie dort beleidigt worden?“

Das Mädchen nickte mit dem Kopfe.

„Wir wollen einmal sehen was geschehen ist . . . steigen Sie ein, mein Kind.“

Romberg befahl dem Kutscher nach dem Wallenthal'schen Hause zu fahren, und als er sich einige Minuten später vor demselben befand, ließ der Professor das Mädchen im Wagen zurück und begab sich in die Wohnung des Banquiers.

Frau von Wallenthal saß noch im Salon, als Romberg angemeldet wurde.

Im nächsten Augenblicke standen sich Beide gegenüber.

Der Professor erzählte mit kurzen Worten, daß er seinen Schützling weinend auf der Straße begegnet und dieser sich weigere zurückzukehren, und knüpfte daran die Frage was geschehen.

Die Banquiersfrau war sichtlich darüber sehr ungehalten, daß eine dritte Person in den jüngsten, durch ihre frivole Aeußerung herbeigeführten Konflikt gezogen wurde.

„Pauline ist eine Phantastin,“ erwiederte sie dem Professor ärgerlich, „ein unerfahrenes Ding, zugleich hochmüthig und stolz wie eine Prinzessin, in Allem eine Person, die nicht zu irgend einem Dienste taugt. . . . Enfin, pour tout dire en un mot. Pauline gefiel einem jungen Kavalier, der in mein Haus kömmt, und zu ihr in ein näheres Verhältniß treten möchte. Es wäre eine Versorgung, eine glänzende Versorgung für das bettelarme Mädchen, in dessem Interesse ich nicht zögerte, ihm den Antrag mitzutheilen und im Falle der Annahme in die augenblickliche Entlassung einzuwilligen. Die kleine Thörin nahm den gut gemeinten Vorschlag schlecht an und wurde brutal. . . . Das ist Alles.“

Ueber die ernsten Züge des Professors flog ein Schatten tiefen Unmuthes. Er beherrschte sich und erwiederte, während ein halb ironisches, halb verächtliches Lächeln seine Lippen umspielte.

„Ich übersehe jetzt die Situation. Sie, gnädige Frau, als Präsidentin des Vereines für verwahrloste Kinder, wollten dem Mädchen, wie Sie sagten, zu einer „glänzenden Versorgung“ verhelfen.“

Frau von Wallenthal fühlte die tief bittere Ironie, die in diesen Worten lag.

„Es ist mir sehr angenehm,“ fuhr Romberg mit scharfer Betonung fort, „daß mich der Zufall herbeiführte, um dieser recht sonderbaren Versorgung rechtzeitig vorzubeugen.“

Dann setzte er mit erhobener Stimme hinzu:

„Andere verwahrloste Kinder, welchen ich nicht vor Ihrer Versorgung zu rathen im Stande bin, werden gewiß nach ihrer Versorgung in den Sälen der Klinik meiner Hilfe theilhaftig werden.“

Die Banquiersfrau war purpurn geworden vor Zorn und Scham.

Der Professor verließ mit einer leichten Verbeugung gegen sie das Zimmer.

Das war eine harte Demüthigung, die sich die geldstolze Frau von ihrem Arzte hatte gefallen lassen müssen. Sie war sprachlos vor Zorn geworden und nahe daran in eine Ohnmacht zu fallen.

Nach ihrer Ansicht hatte sie für einen nützlichen Rath von den unverständigen Leuten diesen Undank geerntet; wie sehr sie selbst gefehlt und sich erniedrigt, die Kupplerin eines jungen aristokratischen Roué's zu werden, kam ihr

bei der in ihrem Innern großgezogenen Ansicht, die Armuth könne gar nicht auf dergleichen achten, kaum in den Sinn.

Es ist dies das alte Gemeinübel der Hohen und Reichen dieser Erde, die nicht nur das Privilegium des uneingeschränkten Genusses für sich in Anspruch nehmen, sondern auch natürlich finden, daß sie allein genießen. —

Am Abende nach diesem für Paulinen so ereignißreichen Tage kam Blander wie täglich in Leo Romberg's Wohnung, und erfuhr dort von dessen Vater, dem Professor, die Vorfälle im Wallenthal'schen Hause.

Blander's tiefen Eindrücken leicht zugängliches Gemüth war durch diese neue Hiobspost sehr verdüstert. So viel Kämpfe, so viel Sorgen und keine Hoffnung auf glückliche Vereinigung.

Leo und der Professor bemühten sich den jungen Mann aufzurichten, und Letzterer konnte als besten Trost dem Niedergebeugten mittheilen, daß er es übernommen, bis sich für ihn Passenderes gefunden, für Paulinen zu sorgen, um der Vielgeprüften endlich Ruhe zu schaffen. Das Mädchen sei bei einer ehrenwerthen Familie untergebracht und man bezüglich ihrer jeder Sorge ledig.

Blander sprach dem edlen Wohlthäter seinen tiefgefühlten Dank aus, und sagte dann, seine Hand ergreifend:

„Sie sind heute für die Ehre meiner Braut eingestanden gegenüber der Frau, die sich zur Ueberbringerin der Anträge eines Frechen hergab, ich will es nun selbst übernehmen, den Auftraggeber zu suchen und zu züchtigen."

„Nein, mein Freund," entgegnete Romberg, „das werden Sie nicht thun; einmal nicht, um das Geschehene

durch einen unbesonnenen Streich zu mehr Bedeutung hinaufzuschrauben, als es wirklich besitzt, dann um den Namen Ihrer Braut nicht in einen öffentlich geführten Streit zu ziehen. Oder glauben Sie die Menschen bessern zu können? . . . es wäre eine große Thorheit sich solcher Illusion hinzugeben, von diesen Leuten haben wir keine Besserung zu erwarten. . . . Der Adel war zu allen Zeiten ein nothwendiges Unglück für die Menschheit und wird es in der Folge noch mehr sein, seitdem der der Geburt verblichen und der schlimmste, der des Geldes, seine Herrschaft angetreten. Die Börsen-, Baumwollen-, Maschinen- und Fabrikskönige faseln zwar immer von einem allgemeinen Wohlsein, von der Besserung der materiellen Lage des Individuums der Arbeitermassen, es ist aber wenig Ernst in dem Geschwätz. In Wahrheit sind sie die Verfechter der Unterdrückung der Armen, die sozialen Tyrannen aus Egoismus, die die unbeschränkte moralische und materielle Freiheit des Handelns und Genießens für sich in Anspruch nehmen, und nicht das geringste Aequivalent desselben den Besitzlosen zugestehen wollen. . . . Glauben Sie, mein junger Freund — um auf unseren Fall zurückzukommen — die Banquiersfrau hatte, als sie den schmählichen Antrag kolportirte, einen richtigen Begriff von der Tragweite dieser That? . . . Nein, sie fand es ganz natürlich, daß das arme Mädchen seine Schönheit um den höchsten Preis verrathen werde, wollte ihr nur dazu behilflich sein, und hatte gewiß eher Dank als Zurückweisung erwartet. Das harte Wort Napoleon's I., daß das Leben der Hohen eine ewige Lüge sei, ist auch ein wahres Wort; heute ist diese Lüge so

groß, daß ihre Träger sie nicht mehr von der Wahrheit zu unterscheiden vermögen."

„Sie haben mir aus der Seele gesprochen, mein väterlicher Freund," erwiederte Blander. „Der Vorfall, der uns speziell bewegte, ist nur eines der zahllosen Symptome des großen Krankheitsprozesses, der die Gesellschaft ergriffen hat. Der alte Zug der Menschengeschichte, die Tyrannei Weniger zum Verderbniß Aller, versucht sich der veränderten politischen Staffage unseres Jahrhunderts anzupassen; die Burgen und Feudalrechte sind zertrümmert, die Riesenfessel des Kapitals soll sie ersetzen, wir sehen sie durch das ungeheuere Triebrad der Geldassociation und der künstlichen Steigerung der Preise schmieden. Die Geldkönige drängen auf eine Entwicklung des Lebens in chinesisch-ostindischem Style hin, wo niederer Arbeitslohn und hoher Zinsfuß, riesenhafte Reichthümer und unerhörte Armuth, stabiles Kastenwesen und blödeste Erlahmung der Gedanken nebeneinander stehen. Schlecht, gewissens- und glaubenslos wie sie zu allen Zeiten in kleinen Kreisen, wollen sie heute den Rest von Moral, der in den höheren Ständen steckt, durch ihren konfessionslosen Dogmatismus vom Gewinnen und Besitzen vergiften.

„Die Gefahr, welche der Menschheit und ihrem tausendjährigen civilisatorischen Ringen von diesem Bonzenthum des Geldes droht, wäre eine entsetzliche zu nennen, wüßten wir nicht, daß seinem Bestreben die ungeheuere geschlossene Phalanx der Arbeitermasse entgegenstünde. Noch sind es Heloten, aber der Spartakus des nächsten Jahrhunderts wird sie befreien.

„Dann, mit der Erlösung des vierten Standes, wird der wüsten Orgie der modernen Sklavenzüchter, dem grauenhaften Goldrausche, dem häßlichen Bacchanal, das der die Menschenwürde schändende Egoismus heute feiert, ein heller Morgen folgen. Wahrlich, wir können die Worte Voltaire's wiederholen: „Die jungen Leute sind recht glücklich; denn was werden sie nicht Alles sehen und erleben."

Drittes Kapitel.

Motto:

„Mag dieser Mensch Vorzüge immerhin in der Vollkommenheit eines Engels haben; wenn sein Herz immer so todt und dieses Pedantengesicht so unbeseelt bleibt, und weder durch das Lächeln der Freude noch durch das sanfte Verstummen des Mitleides angeregt wird, so muß ich ihn dem blütenlosen Rosenstock vergleichen, vor dessen Dornen ich zittern muß. Was ist der Mensch, überläßt Du ihn allein dem kalten, berechnenden Verstande? — Ein Schurke und zwar ein recht niedriger. *)

Ugo Foscolo.

Montaigne sagt von den Ehen, es sei mit ihnen wie mit den Vogelbauern. Die Vögel, die nicht darin sind, wollen mit aller Gewalt hinein, und die, welche darin sind, wieder heraus. Der gute Parlamentsrath von

---

*) Vera istoria di duc amanti infelici, ossia ultime lettera di Jacopo Artis.

Bordeaux hat dies Wort auf die speziell französischen Zustände gemünzt, und ahnte schwerlich, daß es nach zwei und ein halb Jahrhunderten allgemeinere Geltung erlangen würde, als zur Zeit der galanten Aventuren am Hofe des guten Königs Henri IV. Heute liegen dem Wahrworte Montaigne's andere Ursachen zu Grunde, als jene, die es bei dem leichtfertigen französischen Hofadel rechtfertigten; im neunzehnten Jahrhunderte lockt nicht mehr die Galanterie die Vögel in den Colombier der Ehe, Mädchen, junge Männer und besorgte Eltern sind weit weniger von lauer Sentimentalität angekränkelt — sie rechnen. Die Geldheirat ist eine natürliche Begleiterin der Zeit der Börsen-Agiotage und Aktienunternehmungen, ein Kind der Gesellschaft, die ohne Mühe Geld und immer wieder Geld verdienen will. Ein einsichtiger Beobachter wird die Geldheirat begreiflich finden: um zu leben, bedarf man wenige Mittel, um allen Komfort unserer raffinirten Civilisation zu genießen, sehr bedeutende.

Dies fand Herr Goldberg, erster Kassier des uns bekannten Bankhauses „Wallenthal & Komp.," als er in das Zimmer seiner Tochter Edith trat, um ihr zum Geburtsfeste zu gratuliren.

„Mein Kind," sagte der aufmerksame Vater, „Du bist heute zwanzig Jahre alt, und um aufrichtig zu sein, sähe ich Dich gerne heute als Frau. Es lag in Deiner Hand, die Gemalin eines liebenswürdigen Mannes und Herrin seines glänzenden Hauses zu sein — Du hast die Angelegenheit vertagt. Heute ist es Zeit sie aufzunehmen; die Periode mädchenhafter Bedenklichkeiten ist vorbei. Du

trittst mit diesem Tage in ein reiferes Alter, wo nicht mehr Gefühlsfaseleien, sondern eine sichere Versorgung Deine Handlungen leiten müssen. Du wirst und mußt Bibern heiraten ... ich werde ihm heute in Deinem Namen das Jawort überbringen. ..."

„Aber ..."

„Kein „aber," Edith," rief Goldberg mit erhöhter Stimme, „es gibt hier kein „aber." Bibern ist der Kompagnon meines Chefs, und ein Korb von Dir würde mir meine Stellung kosten. Sprich, Edith! was würdest Du sagen, wenn ich heute mein Einkommen verlieren möchte und wir genöthigt wären in einer Spelunke zu wohnen und hartes Brot zu essen? wenn Du Dich an fremde Leute verdingen müßtest, um den täglichen Bedarf zu erwerben, wenn Deine Toilette ein abgeblaßtes Kattunkleid, Dein Boudoir eine finstere Kammer wäre? ... Kind, Du bist im Wohlstande aufgewachsen und kennst nicht die Last der Armuth, das Gespenst der Noth ... bedenke was an der Partie hängt, ein sorgenfreies Leben und bleibender Reichthum. ... Es wäre ein Verbrechen an Dir und Deinem alten Vater, die Hand des Glücks zurückstoßen zu wollen."

Goldberg war näher getreten und ließ sein Auge über die schöne Gestalt der Tochter gleiten.

Edith war eine schlanke Brünette mittlerer Größe. Ihr ovales, feines Gesichtchen mit den rehbraunen hellen Augen und zartem Kolorit der Wangen, dem kleinen Mund mit den aufgeworfenen kirschrothen Lippen war von jenem

Hauch der Jugend und Jungfräulichkeit überstrahlt, der ein Begleiter dieses glücklichen Lebensalters ist.

Die letzten Worte des Vaters hatten einen tiefen Eindruck auf das Mädchen zu machen nicht verfehlt.

Goldberg betrachtete Edith, die schweigend vor ihm stand, während ihre tiefen Athemzüge und das Wogen des jungfräulichen Busens Zeugniß ihres Seelenkampfes gab.

„Ich betrachte Dein Schweigen, mein Kind," begann der Vater neuerdings, „als resignirtes Eingehen in meine Befehle, die nur Dein und mein Bestes bezwecken. . . . Ich werde Bibern sagen, daß Du ihn heute Abend erwartest. . . ."

Er wendete sich wie zum Gehen um.

„Apropos, Edith, ich hätte bald vergessen, Dir das bestimmte Geschenk für Deinen zwanzigsten Geburtstag zu übergeben."

Goldberg zog ein Etui aus der Tasche und reichte es geöffnet der Tochter.

„Sieh', Mädchen, es ist der Schmuck, den ich Dir im vergangenen Sommer zu kaufen abschlug. Ich schenke ihn Dir heute, er soll zugleich eine Gabe zu Deiner Verlobung sein. . . . Gib auf das Ding Acht, es kostet sechshundert Gulden. . . . Adieu, mein Kind! —"

Goldberg warf noch einen Blick auf das Mädchen und verließ das Zimmer. Ueber sein pergamentfarbiges, schakalähnliches Gesicht flog ein Schatten innerlicher Befriedigung, er rieb sich vergnügt die Hände, wie ein schmutziger Wucherer, der blutige Zinsen einsackt.

Einer der Dichterkönige, wie sie in Jahrhunderte

langen Pausen von der Erde gezeugt werden, der unsterbliche Petrarca schrieb: „Die Luft würde sich nicht mit dem Feuer vertragen, die Erde nicht mit dem Wasser, die Flüsse ihre Ufer nicht kennen, das Meer kein Gestade, die Sterne keine Bahnen, wenn nicht die allmächtige und heilige allgemeine Liebe sie zusammenhielte. Es ist ihr Vorrecht, das Ungleiche gleich zu machen und zu bewirken, daß der treu Liebende seinerseits wieder geliebt wird.“ Der Dichter-Genius mag der Liebe das hohe Lied singen, daß das ihr Beruf „das Ungleiche gleich zu machen;“ anders das Leben, dessen Verhältnisse, Zufälle und Leidenschaften oft das Herz durchfurchen, daß die gleichmachende Liebe nicht im Stande, diese Abgründe zu überbrücken. Eitelkeit, Kastengeist, Glaubens- und Meinungszwist sind ihre schlimmen Widersacher, doch Gegner, die mit Hilfe von Zeit und Umständen besiegbar sind und auch häufig besiegt werden. Nur einen Gegner hat die gleichmachende Liebe, einen fürchterlichen und unbesiegbaren Feind, den sie nie bezwungen und über den sie nie triumphiren wird: den Dämon der Geldgier. Wehe dem Opfer, das er ergriffen! er ist nicht mehr zu bannen, schlägt seine Fänge wie ein Vampyr in die Seele, treibt zu allen Lastern und Verbrechen, verhöhnt und entehrt auch das Heiligste, zerstört das Glück von Einzelnen und Familien, trennt Gatten und Geschwister, Eltern und Kinder, häuft Elend und Fluch bis über das Grab.

Edith's Vater war ein Opfer dieses Dämons.

Der alte Goldberg hatte sich durch vierzigjährigen unermüdlichen Fleiß vom einfachen Komptoiristen zum

ersten Kassier im Hause Wallenthal emporgeschwungen, und war im Laufe der Zeit durch seine ungemeine Geschäftskenntniß unentbehrlich geworden. Dennoch war das Verhältniß zwischen ihm und dem Chef der Firma seit Jahren eine Art von Waffenstillstand, man vermied einander zu begegnen, und beschränkte den Verkehr auf die möglichst geschäftliche Kürze. Die Ursache der Abneigung des Banquiers gegen den alten und treuen Diener datirte aus der Zeit, wo der jetzige Chef, noch ein junger, unbedachtsamer Mann, größere Summen aus der Kasse seines Vaters entnahm, und, um die That zu verbergen, sich nicht scheute die Bücher zu fälschen. Goldberg war der Sache auf die Spur gekommen, und verhalf dem angehenden Verschwender zu der verdienten Strafe. Seitdem waren lange Jahre verstrichen, Niemand befand sich im Komptoir, der um den thörichten Streich wußte, als der alte Kassier. Wallenthal hatte ihn, da sein Vater testamentarisch die Stellung Goldberg's sicherte, übernommen, ohne jedoch zu verzeihen; später um so weniger, als durch seinen maßlosen Aufwand dem Geschäfte große Summen entzogen und dieses schließlich durch einen Kompagnon gestützt werden mußte. Goldberg wagte nur einmal seinem Chef Vorstellungen zu machen, barsch zurückgewiesen, wiederholte er sie nie.

Von dieser Zeit an sah man den Kassier häufig, dann täglich auf der Börse Geschäfte auf eigene Hand abschließen. Es war bald kein Geheimniß mehr, daß der alte Mann bedeutende Summen gewann, und sie bei verschiedenen Unternehmungen, nur nicht in der Firma Wallenthal und Kompagnie unterbrachte. Böse Zungen flüsterten,

es müsse um das Haus schlechter stehen, als es den Anschein habe, eine Vermuthung, die seinerzeit noch jeder äußerlichen Begründung entbehrte.

Goldberg spekulirte fortwährend mit viel Glück und noch mehr Geschick, er häufte Summen, deren Höhe selbst von ihm näherstehenden Personen kaum geahnt wurde. Er war mißtrauisch und vorsichtlich gegen Jedermann, ließ auf der Börse nur durch Agenten, und meist unter der Firma seines Chefs für sich kaufen und verkaufen, und wußte es schließlich dahin zu bringen, daß selbst die geübtesten Robbers ohne Bestimmtheit waren, wie viel von den Geschäften des Hauses Wallenthal auf dieses selbst, oder dessen Kassier fielen.

In seinem Hauswesen war Goldberg noch verschwiegener als gegen Geschäftsfreunde. Die Frau war gestorben, eine entfernte Verwandte leitete die Erziehung Edith's, und diesen beiden Personen gegenüber blieb er immer der zwar glänzend besoldete, aber doch vermögenslose Kassier, der vollständig von der Gnade seines Chefs anhing.

Trotzdem konnte die tiefe Veränderung, die in ihm vorgegangen, unmöglich verborgen bleiben. In früheren Jahren war Goldberg heiter, empfänglich für die Liebkosungen seiner schönen Tochter und deren kindlicher Theilnahme. Seit einem Jahrzehent schien die gute Laune von ihm gewichen, beständig schwebte eine Wolke ängstlicher Furcht und Mißtrauens auf seiner Stirne, die zur Jungfrau herangereifte Tochter war ihm gleichgiltig geworden, und bei den wenigen Augenblicken, die die Familie vereinigten, beschränkte er sich darauf, einige oberflächliche

Fragen an sein Kind zu richten. Auch Goldberg's Aeußeres hatte sich unvortheilhaft verändert; die einst klaren Augen waren trübe und thränend geworden, ein nervöses Zittern der Hände, ein chronischer trockener Husten und die dünner und heiser werdende Stimme gaben Zeugniß davon. Edith und die wenigen Verwandten sahen mit Besorgniß diese Symptome, und dachten an ein schnell hereinbrechendes Greisenalter, gefördert durch die übermäßige geistige und körperliche Anstrengung des Vaters. Alle Bitten um Schonung seiner Gesundheit blieben vergebens, wenn Goldberg aus dem Bureau nach Hause kam, verweilte er kaum zehn Minuten im Speisezimmer und schloß sich dann in das Arbeitskabinet ein, durch dessen Glasthüre man ihn bis zu später Nachtstunde über die voluminösen Bücher mit den endlosen Zahlenreihen sitzen sah.

Es war eine traurige Jugend, die Edith in diesem Hause verlebte.

Der Umgang des Mädchens beschränkte sich auf eine Tante, die das Hauswesen besorgte, und einige Verwandte ihrer verstorbenen Mutter, kleinen Leuten, die in bescheidenen Verhältnissen lebten.

Goldberg hatte auf die Erziehung seiner Tochter nur mäßige Summen verwendet, sie wußte etwas mehr als die gewöhnlichen Bürgertöchter, weniger als die Kinder von Leuten, die kein halb so großes Einkommen bezogen als der Vater. Theils aus Absicht, theils der Kosten wegen hielt Goldberg Edith von allen Vergnügungen und Bekanntschaften mit Mädchen ihres Alters ab, und hätte sie nicht die gute Gabe unerschöpflichen Frohsinns von ihrer

Mutter geerbt, sie hätte in dem kleinen, finsteren Hause, wie eine Blume in der Kellerluft, absterben müssen.

Erst als Edith das achtzehnte Jahr erreicht hatte, änderte Goldberg sein bisheriges Sparsystem. Er gab dem Mädchen eine reiche, fast glänzende Toilette, und ließ sie durch die Tante auf Bälle, in Konzerte und die Theater führen. Edith war über die plötzliche Freigebigkeit ihres Vaters nicht wenig erstaunt, und ahnte kaum, daß diese Ausstattung ihrer Person einzig dazu diene, ihren jungfräulichen Leib an Denjenigen zu verschachern, der den höchsten Preis für solche beliebte Waare biete.

Es ist dies keine Romanfigur. Wir wissen aus dem täglichen Leben zur Genüge, wie zahlreich diese „guten Eltern" sind, die die Töchter absichtlich vor die Welt bringen, um einen reichen Käufer anzulocken. Hat sich dann derselbe gefunden und ist das Kind an einen gewiegten Gourmand in Menschenfleisch um elenden Geld- und Juwelentand verschachert, dann sagt die Welt, deren Vorliebe es von jeher war, jeder Niederträchtigkeit ein Mäntelchen tugendhaften Scheins umzuhängen, das Mädchen habe ein Glück gemacht. Gellendes Hohngelächter kann nur die Antwort auf diese „distinguirte Ansicht" sein, deren praktische Anwendung sich von den Sklavenmärkten der polyginischen Völker in der Form, nicht aber in der Sache unterscheidet.

Auf einem Balle, den der Magistrat der Residenz gab, sah Edith zum ersten Male den Mann, der sich sogleich an sie herandrängte und sie mit seiner Hand beglücken wollte — Herr Bibern, der Kompagnon des Hauses

Wallenthal. Der alte Goldberg förderte, so weit es in seinen Kräften lag, das Verhältniß, und fand es unbegreiflich, wie seine Tochter zögern könne, dem reichen Manne in die Arme zu sinken, denn nach seiner Meinung waren alle Männer gleich, ausgenommen im Punkte des Besitzens.

Ein geistreicher französischer Schriftsteller sagt: „Ein etwas betagter Mann macht viel leichter die Eroberung eines jungen Mädchens, als einer Frau, welche gelebt hat; und warum? Wahrscheinlich, weil die Einen noch nicht die Erfahrungen der Anderen haben." Das verschwindend kleine Korn von Wahrheit, das in dieser Schale französischer Lascivität ruht, hat mehr eine spezielle oder individuelle als allgemeine Bedeutung. Jedenfalls müssen geistige Gaben und Vorzüge des Herzens die Differenz der Jahre ausgleichen.

In unserem Falle fand dies nicht statt. Bibern war ein Mensch von niederer Herkunft, der, mit eiserner Energie begabt und vom Glücke begünstigt, eine in seinem Fache beispiellose Karriere gemacht hatte. Vom einfachen Clerk einer englischen Fabrik hatte er sich zum Fabriksbaron und vielfachen Millionär emporgeschwungen, natürlich durch eine dem Leben entsagende Arbeit. Mochte er auch die glänzendste materielle Stellung errungen haben, als Mensch blieb er der Proletarier im schlimmen Sinne des Wortes. Roh, grausam und anmaßend, war er von allen Personen seiner Umgebung gefürchtet.

Erst jetzt dachte Bibern daran sich zu verheiraten; bisher hatte er nur des Gewinnes halber geschaffen, jetzt

wollte er das Errungene genießen. Sein herrischer Charakter übte bei der Wahl seiner künftigen Frau großen Einfluß; obwohl er ein Mädchen aus reicher und angesehener Familie hätte heiraten können, wählte er lieber ein armes, mutterloses Geschöpf, das selbstverständlich keine Prätentionen mitbringen durfte und ganz willenlos sein sollte.

Bibern bewarb sich offenkundig um die Hand Edith's, und die auf die Zukunft weisende Vertröstung beugte seinen an der Ueberwindung von Schwierigkeiten aller Art gewöhnten Charakter nicht, er wartete, versichert durch den Handschlag des alten Goldberg, der ihm feierlich gelobte, nie die Hand seiner Tochter einem anderen Manne zu geben. — — —

Mit freudestrahlendem Gesichte war Goldberg von seiner Tochter geeilt, und begab sich ohne Rücksicht auf seine sonst mit mathematischer Genauigkeit eingehaltenen Bureaustunden nach der großen Niederlage der Erzeugnisse der Bibern'schen Baumwollenspinnerei, um den Chef des Hauses zu sprechen.

Bibern, der sich zufällig dort befand, war über den seltenen Besuch nicht wenig erstaunt. Als er der zusammengeschrumpften Gestalt Goldberg's ansichtig wurde, glaubte er an ein besonderes Ereigniß im Hause seines Kompagnon's, und seine gerunzelte Stirne glättete sich allmälig, als die feierliche Langsamkeit des alten Kassiers eine andere Ursache vermuthen ließ.

„Was bringen Sie," frug Bibern mit jener Barschheit, die ihn auszeichnete, indem er zugleich das demüthige Kompliment des Eingetretenen mit leichtem Kopfnicken

erwiederte und ihn durch eine Handbewegung zum Sitzen einlud.

„Ich komme," begann Goldberg nach langem Räuspern, „um eine Unterhandlung, deren Faden vor einigen Monaten fallen gelassen wurde, wieder aufzunehmen. . . . Sie geruhten in unvergeßlicher Stunde mich durch das Versprechen zu beglücken, meiner Tochter . . ."

„Willigt Edith heute ein?" unterbrach der Millionär den Sprecher mit sichtlicher Erregung.

„Einwilligen! wie können Sie, Hochverehrter, solches Machtwort dem Mädchen beilegen. . . . Edith ist ein gehorsames Kind, und thut, was ich für gut finde. Sie war, als sie zuerst das Glück hatte, Ihre Blicke auf sich zu ziehen, zu jung, dann mir ganz unentbehrlich; heute sind diese Hindernisse beseitigt, und der Zweck dieses Besuches ist, Ihnen den Ausdruck der zarten Gefühle zu überbringen, die meine Tochter für Sie hegt."

Bibern hatte den Worten des Alten aufmerksam zugehört, und als derselbe geendet, glitt ein höhnisches Lächeln über sein Gesicht, und er entgegnete mit jener geflissentlichen Geringschätzung und Brutalität, die ihm so sehr zu Gebote stand:

„Sie sind ein guter Rechenmeister und wollen auch ein Stück Menschenkenner sein, alter Goldberg. Vor acht Monaten gaben Sie mir einen Korb, versüßt durch ein zweideutiges Versprechen, heute kommen Sie und bieten das Verweigerte selbst an. Ich weiß warum; nur um meinen Wunsch durch vorläufiges Versagen zu erhöhen und dann günstigere Bedingungen zu erpressen. . . . Was

Sie da von dem Ausdruck zarter Gefühle sagen, ist eitles Gewäsche, eben so plump die Ausrede von der früheren Jugend und Unentbehrlichkeit Edith's; in den acht Monaten hat sich in Ihrem Hause gar nichts verändert. . . . Wie wäre es nun, wenn ich Ihren heutigen wohlgesetzten Antrag mit den Worten beantworten würde: Behalten Sie Ihre Tochter!"

„Ich habe Ihr Wort, Herr von Bibern," stöhnte Goldberg, dem bei der Drohung des Millionärs gar bange geworden, und der an Händen und Füßen, wie vom Fieber gerüttelt, zu zittern begann.

Bibern brach in ein rohes Lachen aus und weidete sich an der Angst des alten Geizhalses.

„Beruhigen Sie sich, Herr Schwiegerpapa, ich habe mein Wort gegeben und werde es halten, doch nicht wegen des Versprechens selbst, sondern des Mädchens willen, das mir gefällt. Es ist, so viel ich wahrgenommen, ein stilles und dienstwilliges Geschöpf, und wird eine gehorsame Frau werden. Das ist mir genug."

„Ja gewiß, ja gewiß," murmelte Goldberg, der sich wieder von dem Schrecken zu erholen begann.

„Sie können Edith auch darauf vorbereiten, daß ich von ihr Gehorsam, unbedingten Gehorsam fordere, wie von allen Leuten meiner Umgebung. Ich halte mich da ganz an den Buchstaben der Bibel. Ich bin sonst ein Bürger der neuen Zeit, nur in diesem Punkte halte ich zu den Traditionen der Väter, zu dem alten Gesetz, das die Frau immer für unmündig und unter einem fortwährenden Banne stehend erklärt. Keine Sentimentalität, keine Gefühls-

ausbrüche, nichts von Sensibilität und Thränenergüssen will ich in meiner Ehe wissen, kalt und gemessen, demüthig und unterthänig soll die Frau ihre Pflicht thun; das ist das Ideal einer Verbindung nach meinem Sinne. . . . Theilen Sie dies Ihrer Tochter mit, und machen Sie sie mit den ausgesprochenen Ansichten vertraut."

„Ich werde es ihr sogleich sagen . . . oh, die Kleine ist klug, sie wird Sie verstehen und glücklich sein so . . ."

„Sie können jetzt gehen, Goldberg," warf Bibern ein, der die Feder ergriffen und sich wieder über das Buch gebeugt hatte.

Goldberg schien indessen noch etwas auf dem Herzen zu haben, er blieb unbeweglich stehen.

„Was wünschen Sie noch?"

Goldberg trat näher.

„Herr Bibern! . . . Eine Heirat ist ein wichtiges Ding nicht nur für die, welche sich angehören wollen, auch für deren Eltern. Ich lege die Hand meiner Tochter in die Ihre, und so vertrauensvoll ich in die Zukunft Edith's sehe, in einem Punkte sind die Hoffnungen allein keine Bürgschaft, ich meine in dem des Vermögens. Ich bin ein armer, alter Mann, der von der Gnade seines Herrn lebt, kein Vermögen besitzt und daher auch seiner Tochter keinen Pfennig in die Ehe mitgeben kann. Dies werden Sie gewiß vorausgesehen und bei Ihrer glänzenden Lebensstellung als nebensächlich betrachtet haben. Die also erledigte Frage der Mitgift hat aber eine andere zur Folge, und diese wollte ich berühren. Was haben Sie bezüglich der Sicherung des Mädchens beschlossen, im Falle als das

höchst schmerzliche, doch mögliche Ereigniß Ihres Ablebens eintreten sollte?"

Bibern warf die Feder zur Seite und wendete sich dem Sprecher zu.

„Sie sind doch ein vorsorglicher Vater," antwortete er mit bitterem Hohne, „der so weit geht für seine Tochter dem Schwiegermanne in das Antlitz zu lügen."

„Herr Bibern, ich habe nicht gelogen!"

„Schweigen Sie, alter Mann! Sie nennen sich „arm" und das ist eine freche Lüge. Sie sind reich, reicher als man glauben sollte, besitzen mehr als der Mann, von dessen Gnade Sie zu leben angeben. Glauben Sie, ich kenne Ihre Börsenoperationen, die unter dem Namen Wallenthal & Komp. mit Ihrem Gelde gemacht werden, nicht? Vor einigen Tagen wurden Bahnaktien im Werthe von sechshunderttausend Gulden auf den Markt geworfen; die Hälfte gehörte Wallenthal, die andere Hälfte war Ihr Eigenthum. Wollen Sie dies leugnen? — Wer auf einen Coup eine Viertelmillion setzt, besitzt gewiß das Dreifache und ist ein reicher Mann, kein Bettler, der von fremder Gnade lebt. . . . Ich erwähne dies nur, um Sie der Lüge zu überweisen; ich verlange keinen Centimes als Mitgift Ihrer Tochter, meine Frau darf keinen Knopf ihr Eigenthum nennen, Alles was sie hat muß mein sein."

Goldberg betrachtete mit scheuen, fast feindseligen Blicken den Mann, der ihm so rücksichtslos die Maske seiner erheuchelten Armuth herabgerissen. Sein Plan war, von dem reichen Schwiegersohne eine hohe Leibrente für seine Person zu erhalten, und da dies nach dem Gehörten

nicht mehr gut möglich war, begann er mit geschickter Wendung nach anderem Ziele zu operiren.

„Sie haben mich vernichtet,“ rief er weinerlich, „und das Geheimniß meines Lebens an das Tageslicht gezogen. Es ist wahr, ich bin kein armer Mann, wie man gewöhnlich mit dieser Bezeichnung meint, doch steht wieder mein geringes Hab und Gut eben dadurch, daß ich auf der Börse spiele, in steter Gefahr eben so schnell zu verlieren, wie es langsam errungen wurde. Was soll in diesem Falle mit Edith geschehen, wenn der Himmel ihr die schwere Prüfung auferlegen würde, Witwe zu werden? Wer soll sie unterstützen, wer mich in den letzten Tagen meines Lebens erhalten?“

„Sie sind ein Heuchler, Goldberg! Sie werden Ihr Vermögen nicht leichtsinnig verspielen, dessen bin ich gewiß, und bis zu Ihrem Tode keinen anderen Mangel leiden, als den Sie sich freiwillig auflegen. Nehmen Sie meinetwegen Ihre Papiere mit in den Sarg, weder ich noch Edith werden je darauf Anspruch machen, meine zukünftige Frau wird durch meinen Nachlaß versorgt sein. . . . Ich habe keine, gar keine Verwandten, ich bin ein alleinstehender Mann, und wenn ich heute sterbe, so fällt mein ganzer Besitz meiner Frau und ihren Kindern zu . . . also zu was Sorgen und Besprechungen, es ist kein anderer gesetzlicher Erbe vorhanden, als meine Frau, im Falle sie mich überlebt.“

„Geehrter Herr Bibern, was Sie erwiederten, ist mir ja ohnehin bekannt und von mir schon oft erwogen worden. Aber dennoch würde ich Sie bitten, die Ausfertigung

eines gesetzlich giltigen Ehekontraktes, in dem alle Eventualitäten bedacht sind, als nothwendige Grundlage unserer Uebereinkunft zu betrachten."

Der alte Kassier hatte diese letzten Worte, abweichend von seiner vorhergegangenen servilen Sprache, bestimmt und scharf ausgesprochen.

Bibern war von seinem Sitze aufgestanden.

„Ah, Goldberg, jetzt bekennen Sie Farbe! entweder einen Ehekontrakt, worin ich, falls ich sterbe, mein Hab und Gut Ihrer Tochter verschreibe, oder keine Heirat. Sie setzen mir die Pistole mit der Kaltblütigkeit eines routinirten Gauners an die Brust. Das ist charmant! . . ."

Der Millionär durchmaß mit großen Schritten das Gemach.

Eine lange Pause entstand.

Plötzlich blieb Bibern vor dem Alten stehen.

„Goldberg! es sind nun achtundzwanzig Jahre, daß ich mich in der Welt herumschlage und mit Menschen und Verhältnissen kämpfe. Meine Zähigkeit und Ausdauer haben gesiegt, meine Widersacher sind gestorben und vergessen, die Zeit der Armuth und Entbehrung liegt weit hinter mir, ich bin heute reich und mein Besitz steigert sich von Jahr zu Jahr. Ich bin aber des Ringens und Schaffens müde, nach einem Leben voll Mühsal will ich den Rest meiner Jahre genießen und Andere für mich arbeiten lassen. Ich will das, was ich immer, zwar gleichgiltig, entbehrt, heute nicht mehr vermissen: einen häuslichen Herd. Ich bin nicht wegen eines „verwaisten Herzens," wie die Dichter sagen, heute im Begriffe eine Ehe einzugehen,

Gefühlständeleien waren und sind mir fremd, sondern um den Abend meines Lebens außerhalb des Kampfes um Gewinn verbringen zu können. Meine Ansicht über diese Ehe habe ich Ihnen früher definirt. ... Diese Auseinandersetzung hat nicht den Zweck, Ihnen mein Inneres zu enthüllen, dazu wären Sie nicht der Mann, sie soll Ihnen als Andeutung dienen, warum ich mich erniedrige, in die gestellte Bedingung einzugehen. Sie sollen den Kontrakt haben."

Goldberg machte eine theatralische Geberde und rief: „Umarmen Sie mich, Schwiegersohn!"

„Uebermorgen bei Wallenthal," erwiederte Bibern und setzte sich vor sein Pult.

Zwei Tage später fand in dem Wallenthal'schen Hause die Verlobung zwischen Herrn Moriz Bibern und dem Fräulein Edith Goldberg statt.

Es war zwar schon lange bekannt, daß der reiche Fabriksbesitzer die Absicht hege, ein armes Mädchen zu ehelichen, doch die Leute hielten es für ein vages Gerücht, das im besten Falle einer hingeworfenen oberflächlichen Aeußerung entsprungen. Als nun der Entschluß Bibern's zur Ausführung kam, wurde dieses Salonereigniß nach allen Seiten besprochen und ventilirt. Die Männer meinten, ein so reicher Mann könne sich das Vergnügen erlauben, ein armes Mädchen zu heiraten, die alten Damen fanden den Entschluß verderblich, die Mütter, die eine oder

mehrere Töchter unter die Haube zu bringen wünschten, waren indignirt, die Fräuleins rümpften die Näschen und beneideten im Stillen die Braut.

Im Salon Wallenthal drängte sich eine elegante Gesellschaft, am Eingange stand der Herr des Hauses und bewillkommnete die Gäste; auf der großen Sammt-Causeuse präsidirte Frau von Wallenthal, nach allen Seiten hin grüßend, fragend, antwortend und erzählend. Neben der Hausfrau saß in einfachem, weißem Seidenkleide, einen Oleanderzweig mit frischen Blüthen im dunklen Haare, die angestaunte und beneidete Königin des Abends: Edith.

Die Damen hatten im Kreise Platz genommen, konversirten mit der Frau des Hauses, der Verlobten und unter einander. Es gab zwar nur süße Worte und Komplimente, der aufmerksame Beobachter blieb jedoch im Zweifel über die Aufrichtigkeit derselben, über das malitiöse Lächeln auf diesem und jenem Gesichte.

„Ich begreife nicht," flüsterte die wegen ihrer Aventuren berühmte Großhändlerin Pucher ihrer Nachbarin zu, „wie Bibern sich entschließen kann, ein solches Gänschen zu heiraten. Sehen Sie nur die blöden Augen, den geistlosen Zug um den Mund des Mädchens."

„Sie haben Recht, liebe Freundin, das Ding scheint wirklich sehr geistespauvre zu sein."

So zischelte der Neid unter der glatten Decke äußerlicher Höflichkeit.

Abseits von den Damen standen die Herren in Gruppen und plauderten, hie und da ein Wort über die Verbindung, sonst meist von ihren Geschäften, der Börse, der

politischen Konstellation und was sie sonst zumeist beschäftigt.

„Die Kleine ist hübsch, nettes Gesicht mit allerliebsten Grübchen, auch Wuchs nicht übel ... Bibern hat Geschmack, mehr als ich ihm zugetraut,“ sagte der Börsen-Matador Zapper zu seinem Freunde Wallenthal.

„Bibern hat überall Glück, warum soll er es auch nicht bei den Mädchen haben,“ entgegnete dieser.

Er hatte kaum diese Worte ausgesprochen, als sich eine mit Ringen überladene Hand auf seinen Arm legte. Ein kleines Männchen mit riesigen Bartcotteletten drängte sich zwischen die beiden Herren.

„Ah, Ladenheimer!“

„Haben Sie schon gehört?“ rief der Kleine.

„Kein Wort, was ist vorgefallen?“ entgegnete Wallenthal.

„Zapper, sehen Sie sich den Heuchler an ... er will das Neueste nicht wissen, hat aber schon vor einer Woche à la baisse darauf spekulirt ... sechshunderttausend Gulden Aktien auf die Börse geworfen ... heute verlautet, die Regierung will den Tarif erhöhen, der Verwaltungsrath soll seine Demission geben ... Papiere fallen.“

Ehe Wallenthal antworten konnte, war der Kleine — übrigens ein großer Bankaktionär und Verwaltungsrath der Kreditanstalt — schon bei der nächsten Gruppe, um seine Neuigkeit an den Mann zu bringen.

Seitwärts stand Bibern mit einigen Fabriksbesitzern im Gespräche über Baumwollenpreise und Exportverhältnisse.

Endlich begann die einfache Ceremonie, um deretwillen die Gesellschaft hier versammelt war.

Edith war gefaßt und mehr gesammelt, als sie selbst erwartet. Die Beschwörungen und Zureden des Vaters und ihrer Verwandten hatten gewirkt, und dem Mädchen die Heirat als ein so unermeßliches Glück vorgestellt, daß es mit mehr Ergebung als Widerwillen in das Schicksal willigte. Zudem war Edith zu unerfahren, um den großen Schritt, den sie that, zu verstehen, seine Tragweite übersehen zu können, und zu dieser Unerfahrenheit kam der natürliche Wunsch, die strenge Klausur des väterlichen Hauses mit einem angenehmen Leben zu vertauschen. Hingegen machte sich auch die Stimme des Herzens geltend, sie war sich darüber klar, daß sie den Mann, den der Vater bestimmt, wenigstens noch jetzt nicht lieben könne, und was ihr der Vater in seinem Namen überbrachte, die Forderung des unbedingten Gehorsams, war auch nicht darnach angethan, die Liebe zu wecken. Dieser Kampf zwischen Verstand und Herz erzeugte jene fatalistische Stimmung, in der das Mädchen, selbst willenlos, den Verlobungskuß empfing.

Die Feierlichkeit war schnell beendet, die Gäste drängten sich, den Verlobten die üblichen Glückwünsche darzubringen.

Wer weiß, daß es keinen ärgeren Humbug im gesellschaftlichen Leben gibt, als solche Gratulationen. Die faulen Schmeicheleien und lügenhaften Betheuerungen, die bei diesen Gelegenheiten gewechselt werden, sind immer dieselben an Form und — Werth.

Man konnte sich daher auch nicht wundern, wenn die Damen, die Edith eine Viertelstunde früher blöde, geistespauvre und häßlich gefunden hatten, sie jetzt mit allen Bonbons der Schmeichelei überschütteten.

Bibern nahm von Seite seiner Kollegen die Glückwünsche an.

Der alte Goldberg stand seitwärts und spielte mit der goldenen Tabatière, die er zwischen den zitternden Fingern hielt, und lauschte mit seinem stereotypen süßlichen Lächeln den Sprechenden zu.

Plötzlich trat Wallenthal an ihn heran.

„Lieber Goldberg," sagte er, „reichen Sie mir Ihre Hand. Es ist ein Familienfest heute, und wir können ihm keine bessere Weihe geben, als wenn wir alten Groll aus dem Herzen reißen. Vergessen wir, was uns bis heute getrennt, und lassen Sie uns von dieser Stunde an gute Freunde sein.

Der alte Kassier hatte erst erstaunt aufgeblickt und gehorcht; als sein Gegenüber geendet, spielte das stereotype Lächeln wieder um seinen Mund.

„Sie sind zu gnädig, Herr von Wallenthal ... Sie rühren mich durch Ihre Güte ... meine Gesinnungen sind immer dieselben, und konnten auch durch den Schatten Ihrer früheren Ungnade nicht getrübt werden."

Wallenthal hörte die letzten Worte dieser leeren Floskel nicht mehr, er sah auf Bibern.

Ein Bedienter hatte sich zu diesem gedrängt und ihm auf der silbernen Präsentirtasse eine Karte überbracht.

Als der Millionär diese las, überzog tiefe Blässe

sein hartes Antlitz, seine Lippen bebten, er fuhr mit der Hand über das Blatt Papier, als glaubte er falsch gelesen zu haben.

Im nächsten Augenblicke sanken seine Arme kraftlos herab, er that einen unsicheren Schritt nach rückwärts.

Plötzlich stürzte der robuste Mann wie vom Schlage gerührt zusammen.

Eine aufgeregte Szene folgte, man eilte dem Bewußtlosen zu Hilfe.

Während des Tumultes hob Wallenthal die Karte, die der Hand Bibern's entfallen, von den Parquetten auf.

Sie enthielt den einfachen Namen: „John Wallace.“

Viertes Kapitel.

Motto:

Rauschen hört der Mensch die dunkle
Schwinge,
Die den Ocean der Welt bewegt,
Felsen hebt, und Felsen niederschlägt;
Stürmend reißt ihn fort die Flut der
Dinge,
Weiß er, wie? — Wohin die Flut ihn
trägt?

C. A. Tiedge.

In den ersten Tagen des September kam Doctor Wierling in Wien an. Er hatte in den Lazarethen von Venedig, Pavia und Verona an den bedauernswerthen Opfern des jüngsten Feldzugs reichliche Erfahrungen gesammelt und war jetzt daran, in die Nebelstadt heimzukehren. Auf dem Rückwege hielt er seinem gegebenen Versprechen gemäß in Wien an und verbrachte mehrere Tage in dem Hause seines lieben Freundes Romberg.

Es gab, wie denkbar, sehr viel zu erzählen, und nebst dem hochinteressanten wissenschaftlichen Materiale, kam

auch die Rede auf den Baron August Klinkör, den Wierling in Verona durch längere Zeit behandelt hatte. Für den Professor, den langjährigen Arzt der Familie Klinkör, war es schmerzlich zu vernehmen, daß der junge Baron nun ein bedauernswerther Krüppel sei. Die schwere Verletzung der beiden Füße hatte die doppelte Ampulation zur Folge gehabt und es sah wie eine fürchterliche Sühne aus, daß derselbe Mann, der früher ein Matador in unzüchtigen Lüsten, ein kecker Viveur war, auf dem Rollstuhl sein Leben beschließen müsse.

Auch von Atala wußte Wierling mitzutheilen, sie habe sich nicht mehr von dem ehemaligen Geliebten getrennt, sondern ihn nach Pablitz begleitet und gelobt ihn bis an sein Lebensende zu pflegen.

Während Professor Romberg vollkommen von Wierling in Anspruch genommen war, hatte Leo seinerseits Kopf und Herz voll über dem Liebesverhältnisse mit der Baronin Rabenstein.

In Momenten ruhiger Ueberlegung gestand sich der junge Mann selbst seine Thorheit ein, aber die heimliche Liaison mit dem schönen und sinnlichen Weibe war so süß berauschend, so verlockend, daß es nur einer lebhaften Erinnerung, eines Wortes, eines Briefes bedurfte, um all' die hausbackene Klugheitsmoral vergessen zu machen.

Eben solche Liebeleien sind ein böses Feuer, das von der Sinnlichkeit geschürt wird, mit dem Gemüthe nichts zu thun hat und dem der nackte Genuß Alles ist.

Wie auf die Secunde der Wollust die Stunde der Ernüchterung folgt, so geht hinter ihnen ein langer Zug

böser Folgen, trauriger Enttäuschungen und bitterer Lehren als Consequenzen eines eben so unnatürlichen als ephemeren Triumpfes. Die Liebe ist ein Stoff für den Willen, gefügig in den Händen des ruhigen Denkers, und darum ist so sehr zu bedauern, daß — wie wir es alltäglich erleben — selbst geistreiche und tiefgebildete Männer sich von der nächsten Coquette einen Nasenring anlegen und am Seil glatter Buhlkünste herumführen lassen.

Zwei Wochen waren seit dem Tage verstrichen, an welchem der General Rabenstein den Professor Romberg auf Leo's langem Besuche bei der Excellenzfrau aufmerksam machte, während welcher kurzen Frist die heimliche Liebschaft bedeutende Fortschritte gemacht hatte.

Der junge Arzt konnte des Aufsehens halber nicht täglich seine Freundin besuchen, diese war wieder mit dem seltenen Zusammenkommen nicht einverstanden, bis man auf das Medium kam, sich an einem bestimmten Orte regelmäßig zu finden. Eine Wohnung wurde gemiethet, die einsame Gasse der stillen Vorstadt, die gute Bezahlung der nothwendigen Mitwisser und vornehmlich das Incognito, in das sich die Liebenden bei ihren Zusammenkünften bargen, gaben ihnen hinlängliche Bürgschaft, die angenehmen Schäferstunden in süßer Sorglosigkeit genießen zu können.

Dafür thürmten sich um so mehr gewitterschwangere Wolken am ehelichen Himmel der coquetten Frau. Ihr Mann, der bedauernswerthe Invalide, mußte ihr schon wegen seiner permanenten üblen Laune unausstehlich sein,

besonders jetzt, wo Herz und Sinn an Leo hingen und die Leidenschaftlichkeit ihres Charakters eine Verstellung vollkommen ausschloß.

Der General, obwohl wie wir schon vielfach erfahren, kein lumen mundi, besaß doch genügenden Verstand, um zu finden, daß sich eine Veränderung in seiner Frau vollkommen vollzogen. Die praktische Hindeutung lieferte ihr Benehmen bei jeder Gelegenheit, wo sie sich beleidigt fühlte, kein Wort mehr zu entgegnen, sondern einfach das Zimmer zu verlassen.

Diese Taktik, gegen welche der gichtkranke Alte nicht ankämpfen konnte, empörte ihn außerordentlich und riß ihn zu Wuthausbrüchen, die ein grelles Streiflicht auf sein, im Kasernendienst verwildertes Naturell warfen.

Der häusliche Krieg steigerte die Reizbarkeit desselben und lastete auch schwer auf der Dienerschaft, die der General sich auch entfremdete, während die Baronin sie durch Geschenke und gute Worte auf ihre Seite zog, ein Umstand, der die Hülflosigkeit des Haustyrannen, ihrer Person gegenüber, noch steigerte.

Da trat plötzlich ein Ereigniß ein, unerwartet und folgenschwer.

Der junge Cousin des General, der Jäger-Lieutenant Baron Brand, erschien eines Tages im freiherrlichen Hause. Er hatte mehrmonatlichen Urlaub genommen und gedachte denselben in Wien, auf Kosten des reichen Verwandten zuzubringen.

Isabella war so unklug, den jungen Offizier unfreundlich zu empfangen, was ihm in den gegenwärtigen

Verhältnissen eine um so bessere Aufnahme bei dem General sicherte. Der Baron Brand eine arrogante, egoistische und intriguante Natur, übersah rasch die Lage und zog mit Geschick aus derselben Vortheil.

Sein Wunsch, in die Börse des Generals greifen zu können, ging in Erfüllung und um dies ausgiebig thun zu können, stellte er sich, rasch die Verhältnisse übersehend, entschieden an dessen Seite.

Rabenstein, froh in seiner Vereinsamung einen Gleichgesinnten gefunden zu haben, kam dem jungen Intriguanten auf halbem Wege entgegen.

Nicht der unfreundliche Empfang allein, den die Excellenzfrau dem Verwandte ihres Gatten zu Theil werden ließ, drängte ihn in diese Stellung, es waren auch andere natürlichere Gründe dazu vorhanden.

Die späte Ehe des Generals erregte seinerzeit unter den Personen, welche vermöge ihrer Abstammung Hoffnung hatten, den reichen Besitz desselben zu erben, keine freudigen Gefühle; man wußte, daß, falls die Baronin Mutter würde, auf den eventuellen Sprossen das gesammte Vermögen überginge.

Dieser Umstand brachte Isabella von vornherein in eine schiefe Stellung zu der Familie Brand, deren Aussicht zu erben nun sehr fraglich wurde.

Der junge Baron sorgte dafür, daß der Riß zwischen beiden Gatten immer tiefer und unheilbarer wurde, schürte in dem General den Haß gegen Isabellen und sprach zuerst das verhängnißvolle Wort „Trennung“ aus. Zum Glücke für die Baronin war ihr Gegner arm an Welt-

erfahrung und sehr mit eigenen Liebeshändeln beschäftigt, um ihrem ziemlich bedenklichen Thun auf den Grund zu kommen, das im Augenblicke eine vortreffliche Handhabe gewesen wäre, um eine Katastrophe herbeizuführen.

So war der augenblickliche Stand der Dinge im freiherrlichen Hause, als eines Nachmittags die Baronin, wie sie es gewöhnlich zu thun pflegte, im einfachen Kleide den Schleier über das Antlitz, ihre Wohnung verließ, und in einem Miethswagen nach dem Orte der traulichen Zusammenkünfte fuhr. Sie war heute ausnehmend aufgeregt, eine eben stattgefundene Scene mit ihrem Gatten hatte sie tief erregt.

Als Isabella in den gemietheten Salon trat, war Leo, wie gewöhnlich, schon anwesend, sie erwartend.

Die Frau warf sich schnell in seine Arme.

„Dem Himmel sei gedankt, daß ich Dich habe," rief sie, „ich kann es an der Seite des alten Rabenstein nicht mehr ertragen . . . seine Rohheiten überschreiten alles Maaß, heute, eben vor einer halben Stunde beschimpfte er mich wieder. . . . Diese Behandlung übersteigt meine Kräfte . . . jetzt ist es genug, ich kehre nicht wieder zu ihm zurück."

Der junge Mann suchte die Aufgeregte zu beschwichtigen.

„Beruhige Dich, theure Isabella," sagte er, „setze den Ausfällen des mürrischen Alten mehr Ruhe entgegen, Du schadest sonst nur Deiner Gesundheit."

Die schöne Frau strampfte zornig mit dem Fuße.

„Ach, aus Dir spricht schon wieder der Arzt, der

über die Folgen eines Echauffements, mein Unglück, an den alten Soldaten gekettet zu sein, vergißt. . . . Ich kann aber nicht länger in dieser entsetzlichen Lage bleiben, einen Monat noch und ich würde der Verzweiflung anheimfallen. Leo, wenn Du mich liebst, so verläßt Du mich jetzt nicht, wir reisen miteinander nach Paris, dort kennt uns Niemand und werden ohne allen lässigen Zwang unserer Liebe leben können." . . ."

„Was fällt Dir ein, mein theures Herz . . . ich bin an Wien gebunden und denke, mir hier eine dauernde Existenz zu gründen, mein Vater. . . ."

„Du liebst mich nicht," unterbrach ihn die Baronin leidenschaftlich. „Aus Dir spricht die kalte Berechnung, aber kein Funke Gefühl."

„Deine Vorwürfe ändern nicht die Verhältnisse, ich kann und darf Wien nicht verlassen."

„Leo, Du hast mich einst geliebt, ich war Dir ein Spielball, den Du wie ein ungezogenes Kind wegschleuderst, weil er Dir lästig zu werden anfängt. . . . Oh, ich unglückliches Weib, überall getäuscht und betrogen, verläßt Du mich auch."

Sie begann zu weinen.

Leo wollte antworten, als ein heftiges Pochen an der Thüre der Wohnung, ihn aus seiner peinlichen Lage befreite.

Er eilte hinaus, um zu sehen, wer vor der Thüre,

Das Pochen wiederholte sich ungestüm.

Der ungeduldige Gast hatte die Schritte vernommen.

„Machen Sie endlich auf, meine Kleine," rief er mit ungeduldiger Stimme.

Leo öffnete.

Ein junger Offizier mit weingeröthetem Gesichte drängte sich in den Eingang.

„Sie irren sich," sagte Leo, ihm den Weg vertretend, „hier wohne ich, keine Dame, wie Sie nach Ihrer Aufforderung, die Thüre zu öffnen, zu glauben scheinen."

„Ich bin nicht zum ersten Male hier," erwiederte der Offizier uugeduldig, „und rathe Ihnen, mich nicht länger aufzuhalten. Ich weiß, wer außer Ihnen hier ist und mich erwartet."

Ein Gedanke blitzte durch Leo's Kopf. Sollte die Baronin falsches Spiel mit ihm getrieben haben und noch einen zweiten Anbeter zu empfangen pflegen.

Er trat zur Seite.

Der Offizier stürmte vorwärts und verschwand im Zimmer.

Gleich darauf hörte Leo einen Schrei.

Mit einem Sprunge war er an der Zimmerthüre und riß sie auf.

Der Offizier stand vor der Baronin, die schreckensbleich auf die Ottomane niedergesunken war.

„Gnädige Frau," stotterte der Lieutenant . . . „das Zusammentreffen in diesem Hause . . . ich glaubte, die kleine Ida . . ."

Die Baronin schwieg und schien ihre Kräfte zu sammeln.

Plötzlich sprang sie auf.

„Baron Brand," sagte sie mit bebender Stimme zu dem Offizier, „Sie werden mich nach Hause begleiten."

Der Angesprochene verbeugte sich schweigend und reichte der Excellenzfrau den Arm.

Ohne weiter ein Wort zu sprechen, verließ Isabella das Gemach, an der Schwelle streifte ihr Auge den Blick des jungen Arztes, der verwirrt und bleich zur Seite stand.

Leo eilte fort und sah noch die Baronin mit dem Offizier in einen bereit stehenden Wagen steigen und der inneren Stadt zurollen.

Der Zurückgebliebene hatte keine Ahnung von dem Verhältnisse, daß der Fremde, den Isabella mit dem Namen Baron Brand angesprochen, der Cousin des General Rabenstein's sei; er glaubte, derselbe wäre ein Nebenbuhler, den die Baronin auch hier zu empfangen pflege. Ein zufälliges Zusammentreffen ihrer Untreue entlarvt.

Mit wüstem Kopfe, aufgeregt und zornerfüllt eilte Leo nach Hause, in das einsame Studierzimmer, in dem er — noch vor wenigen Stunden so süß von der sinnlichen Liebe des schönen Weibes geträumt. Er dachte unwillkürlich an die nun zerflossene, unfruchtbare Schwärmerei, an die eine Stunde nach dem ersten Zusammentreffen mit der Baronin, wie er hier, an demselben Orte mit dem Verstande, der Ueberlegung gerungen und schließlich von dem Kitzel der Sinnlichkeit und der geschmeichelten Eigenliebe überwunden worden war.

Hätte er doch damals der Stimme der Vernunft gefolgt und die lockende Versuchung von sich gewiesen, heute

wäre er nicht ermüdet, geblendet, abgestumpft und angeekelt in den bleiernen Rausch der Abspannung gefallen. — Aber das ist die Strafe und zugleich die Stunde der beginnenden inneren Reinigung.

Im Hause Rabenstein kam es an dem Abende nach diesem unglücklichen Zusammentreffen zwischen der Baronin und dem Cousin des Generals zu einer ernsten Auseinandersetzung mit dem Gatten.

Noch in der Nacht wurden Koffer gepackt und Vorbereitungen für die Abreise getroffen.

Am folgenden Morgen erhielt der Sachwalter der Excellenzfrau Befehl, das derselben eigenthümliche Vermögen flüßig zu machen.

Um die Mittagsstunde bekam der Banquier Wallenthal die Weisung, die bei ihm von der Baronin deponirten Gelder im Betrage von vierhunderttausend Gulden binnen drei Wochen zurückzuzahlen.

Während der kleine Banquier bei dem Lesen der Zuschrift, die Hände über den Kopf zusammenschlug und über die große Zahlung, die seine Börsenoperationen für Monate störte, jammerte, fuhr die Baronin mit dem Schnellzuge nach Paris.

Wir haben den Salon der Baronesse, Stiftsdame Rabenstein, lange nicht betreten.

Die alte Frömmlerin war über das Eclat, das die versuchte Einsperrung der armen Pauline gemacht hatte,

krank geworden. Die zweimalige Reise nach Hohensterz, der Trotz des Mädchens, das kleine Rencontre mit der Abtissin und allerlei boshafte Fragen hatten sie bewogen, für einige Zeit die Residenz zu verlassen.

Jetzt, Ende September, hatte die würdige Dame wieder ihr finsteres Palais bezogen und in dem Augenblicke, wo wir den Leser in den uns bekannten Salon führen, finden wir bekannte Personen wieder.

Die Baronesse erfreute sich nicht der Gesellschaft der Schwägerin Excellenzfrau, diese war schon nach Paris gereist und dieser Skandal der plötzlichen Trennung der Gatten, das den aristokratischen Kreisen so viel zu schwatzen gab, kümmerte die Stiftsdame tief.

Sie saß schweigend in dem altmodischen Lederfauteuil und las in ihrem Lieblingsjesuiten.

In einiger Entfernung hatte das neue Gesellschaftsfräulein Platz genommen. Mademoiselle Heloise war der Herrin des Hauses von geistlicher Seite lebhaft anempfohlen worden und rechtfertigte auch diese Protektion.

Eine große, hagere Französin, deren Gesicht häßlich und schlaff, mit Ausnahme der von mystischer Begeisterung funkelnden Augen, konnte sie recht als das Prototyp jener unglücklichsten aller Mädchen gelten, die über Zurücksetzung von Seite des anderen Geschlechtes innerlich tief verwundet, der Bigotterie und dem Mysticismus in die Arme fallen. Mademoiselle Heloise war ursprünglich Gouvernante in verschiedenen adeligen Häusern gewesen und hatte, als ihr Alter und die in solch trauriger Stellung durch tausend Zurücksetzungen und Kränkungen erzeugte

Bitterkeit, sie nicht mehr zum Umgang mit Kindern befähigte, ihr Glück als Gesellschaftsdame versucht. Durch einen Jesuiten der Baronesse empfohlen, kam sie in deren Haus; die übereinstimmende Hyperfrömmigkeit beider Frauen war hinlängliche Bürgschaft zu einem guten Einvernehmen zwischen den sonst ungleichen Charakteren.

Die Stille, die in dem Salon herrschte, wurde durch den Eintritt eines Dieners gestört, welcher den Redakteur des ultramontanen „Wiener Courier“ Korblitz anmeldete.

Die Stiftsdame war auf diesen Besuch vorbereitet und erwartete auch noch andere Gäste. Es war einer jener geistlichen Abende, wie sie regelmäßig hier stattfanden.

Als der Diener die Flügelthüre öffnete und der fromme Kämpe eintrat, hätte ein aufmerksamer Beobachter auf dem glattrasirten Gesichte den Ausdruck großen Unbehagens lesen können.

Korblitz hatte nämlich seit einigen Monaten die Baronesse nicht gesprochen und während dieser Zeit lag sein böses Zusammentreffen mit Pauline in dem verrufenen Hause. Durch Blander war das für den frommen Redakteur so sehr kompromittirende Ereigniß verbreitet und im Augenblicke fürchtete er nichts mehr, als daß die Stifsdame von seinen heimlichen Abenteuern Kenntniß erhalten.

Diese Furcht war unbegründet, die Baronesse ahnte nicht, daß der Doktor das Mädchen seit der Abreise nach Hohensterz gesehen.

Korblitz näherte sich unter tiefen Bücklingen der Frau des Hauses, die eben das Brevier weglegte.

Sie reichte dem Gaste die Hand zum Kusse.

„Ich freue mich recht herzlich, Sie wieder zu sehen! .. Ach, was ist nicht Alles vorgefallen, lieber Doktor, seitdem wir uns sprachen! . . . Krieg, Niederlagen, die Hand des Herrn lastet schwer auf unserem sündigen Geschlechte . . . Auch in meinem Hause und in meiner Familie hat sich viel verändert. Von dem ungerathenen Mädchen Pauline will ich gar nicht sprechen, wie fürchterlich hat nicht das Gericht Gottes meinen leichtsinnigen Neffen getroffen."

„Ich habe mit blutendem Herz davon gehört," warf Korblitz ein, seine Augen fürchterlich verdrehend.

„Jetzt liegt der junge Mann," fuhr die Stiftsdame fort, „ein bedauerswerther Krüppel, in Pablitz und seine Pflegerin ist jenes Mädchen, das er einst aus dem Strudel gottloser Vergnügungen hierher gebracht, das seither bekehrt und ein heiliges Kleid trägt, ihn nun aufrichtet und tröstet. Die Wege Gottes sind unerforschlich! Wer hätte gedacht, daß wir dieses anscheinend verlorene Menschenkind als reuige Sünderin in die Arme der heiligen Kirche zurückkehren sehen.

Ehe noch Korblitz antworten konnte, traten zwei neue Gäste in den Salon, Pater Klein und Pater Wassersturm."

„Willkommen, Hochwürden," rief die Baronesse, sich von dem Fauteuil erhebend, „ich freue mich, Sie so pünktlich hier erscheinen zu sehen."

Dann fuhr sie, sich zu ihrem Beichtvater wendend, fort:

„Ich erzähle soeben unserem guten Korblitz die gnadenreiche Bekehrung der Schwester Atala, die mir fast wie ein Wunder dünkt."

„Sie haben recht, meine Gnädigste," erwiederte der Pater mit erhobenen Augen, in denen das Feuer des Fanatismus glühte, „es ist ein Wunder, das ganz dazu angethan, unser Staunen zu erregen. . . . Es ist aber auch eine schwere und bedrängte Zeit und nur in solcher pflegen Mirabilien durch die Gnade des Herrn von sich zu gehen. Für die Kümmernisse und Drangsale, die gegenwärtig unser verdorbenes und gottloses Geschlecht heimsuchen, läßt es der Himmel den Auserwählten nicht an Zeichen fehlen, die uns aufrichten und kräftigen. Es sind dies aber auch mahnende Winke in dem begonnenen Kampfe auszuharren und fortzukämpfen."

„Wie sprechen Sie mir aus der Seele," sagte Korblitz, die Hände faltend, „wie sehr haben Sie recht, mein hochwürdiger Freund. Wir stehen in der That am Eingange einer Epoche großer und welterschütternder Kämpfe, die, so schwer sie auch sein mögen, doch nur zum Triumphe unserer heiligen Kirche dienen werden.

„Wir dürfen uns nicht verhehlen," begann der Pater neuerdings, „daß der Kirche durch den Sieg der Revolution in Italien schwere Gefahren drohen. Der Triumph des mit politischen und religiösen Sektirern verbündeten Sardenkönigs hat in der Lombardie die Verfolgung der heiligen Kirche und ihren ehrwürdigen Dienern zur Folge, und wird das verdammte Wort des revolutionären Mi-

nisters Cavour, „die freie Kirche im freien Staate,“ zur Regierungsdoctrin machen, wie es bis jetzt in Piemont geschehen. Wir dürfen uns auch nicht der Thatsache verschließen, daß es den Männern der Revolution gelungen, durch gleißnerische Lügen die Mehrzahl der Italiener für ihre Thron und Altar bedrohenden Tendenzen zu gewinnen. Diese Thatsache ist nur für den Kurzsichtigen erschreckend: wir wissen aus der Geschichte, wie das französische Volk von einem ähnlichen temporären Wahnsinn ergriffen, sich dem nakten Atheismus in die Arme warf, um nach kurzer Zeit reuig und wirklich gebessert in den Schooß der heiligen Mutterkirche zurückzukehren. Dasselbe wird sich in Italien wiederholen; nachdem die Empörung und das Schwert einige Zeit gewüstet und die Ideen vernichtet worden sind, welche die Revolution heraufbeschworen, wird ein tief gehender Rückschlag eintreten und unsere Herrschaft frische und tiefere Wurzeln schlagen. — Vorläufig müssen wir alle unsere Kräfte anstrengen, daß der Geist des Unglaubens und des Zweifels der in diesem unglückseligen Lande herrscht, keine weitere Ausbreitung findet. Ich sage dieß mit Bezug auf Oesterreich, wo noch viele Drachenzähne, die die Revolution vor zehn Jahren gesäet, im Verborgenen ruhen und keimen. Der Geist des Unglaubens und der Widerspänstigkeit beginnt sich wieder zu regen, das Unglück der kaiserlichen Waffen läßt die liberale Secte neuerdings das Haupt erheben, sie benützt den herrschenden Mißmuth, schürt versteckt die Unzufriedenheit und rüstet sich, zu zerstören, was wir in einem Jahrzehent harter Arbeit aufgebaut. Darum lassen Sie uns beten

und streiten um die Macht des Satans in diesem Lande zu überwinden.“

„Gott ist mit uns,“ murmelte die Baronesse, das graue Haupt neigend.

Doktor Korblitz nahm mit salbungsvoller Miene das Wort.

„Was Sie Reverendissime andeuten, ist gegenwärtig der Gegenstand einer ernsten Berathung hoher weltlicher und geistlicher Beschützer unserer heiligen Sache. Es soll noch zu rechter Zeit den gottlosen Bestrebungen der Juden und Liberalen ein Damm vorgebaut werden. Ein großer katholischer Laienverein, der Männer und Frauen jeden Alters aus allen Ständen der Gesellschaft umschließt, wird demnächst in das Leben treten, und die von unserem erlauchten Kirchenfürsten entworfenen Statuten bürgen dafür, daß dieser christliche Bund zu einer wirksamen Phalanx der katholischen Kirche Oesterreichs wird. Nach dem bewährten Muster der Lyoner Kongregation besteht die Leitung des Vereins aus zehn geistlichen Mitgliedern und eben so viel weltlichen Brüdern.

„Von den Letzteren hat jeder die Pflicht, zehn Gleichgesinnte unter Verwandten, Freunden und Bekannten zu werben, die ihrerseits wieder dasselbe thun — so ad infinitum und dadurch, daß alle Stände in den Brüdern vertreten sind, soll eine umfassende Betheiligung Hoher wie Niederer erzielt werden.“

Der Jesuit, der bisher seitwärts gestanden und in den Anblick eines italienischen Meisters der alten Schule vertieft gewesen war, trat näher.

Seine kleinen schwarzen Augen funkelten; um den breiten himmlischen Mund spielte ein Lächeln der Ueberlegenheit.

„Lieber Doktor," begann er zu der sogleich aufmerksam auf ihn hörenden Gesellschaft gewendet, „non omnia possumus omnes."

„Was Sie von dem Vereine mittheilen, muß ich theilweise ergänzen, ich kann und darf es, da der Plan zu dieser frommen Verbindung von meinem Orden ausgearbeitet wurde und die Geheimhaltung im gegenwärtigen Augenblicke schon entfällt. . . . Es schwebte den Männern, die das Gerippe dieses ueuen großen Bundes fertigten die Ansicht vor, daß eine möglichst strenge qualitavive Scheidung der quantitativen Ausbreitung vorgehen müsse, solle der erwünschte Zweck erreicht werden.

Wir haben mit zwei Faktoren zu rechnen, den höchsten und den niedersten Klassen, von denen die eine durch Interesse, die andere durch Unmündigkeit, fruchtbaren Boden für unseren Saamen bietet. Der Mittelstand ist — darüber können wir uns nicht länger täuschen — dem religiösen Indifferentismus vollständig in die Arme gesunken, politisch huldigt er dem Justmilieu-System, religiös der neuen Naturphilosophie, in Summa liegt er in Banden der ärgsten Gottesfeinde, von ihm ist nichts zu erwarten, noch zu hoffen. Der Geburtsadel, der in früherer Zeit die Vorrechte, die ihm der Feudalstaat zu Theil werden ließ, nicht vergessen hat und darnach strebt, sie unter veränderten Verhältnissen neu zu erhalten und zu begründen, ist unser natürlicher Verbündeter, wozu ihn

die parallel laufenden Interessen zwingen. Er steht mehr dieserwegen als wirklich frommen Geistes halber an Seite der Kirche. Das ist eine sehr bedauernswerthe Thatsache und sie zu ändern, ein wesentliches Ziel des zu gründenden Vereines. Wie der französische Adel, der einst mit den „Aufklärern" ging, heute wie ein Mann für die Kirche um des Glaubens willen einsteht, soll auch die österreichische Aristokratie ihres Seelenheiles willen sich unlösbar mit der Kirche verbinden. Von den jetzigen Namensträgern ist keine tiefgehende Besserung zu erwarten, unsere Hoffnung ist auf die heranwachsende Generation gegründet, die jungen Männer zu biegen, daß ist unsere große Aufgabe. Kanzel, Beichtstuhl und geistliche Exercizien müssen der Jugend eine streng katholische Weltanschauung geben, der junge Standesherr muß einen höheren Lebenszweck kennen, als Sport und Theaterdirnen, die junge Dame muß sich zuerst als Magd der Kirche und dann als hohe Namensträgerin fühlen, kurz der Adel muß auf den Standpunkt seiner Ahnen zurückkehren, Leben und Besitz als ein Lehen der heiligen Mutterkirche zu betrachten. . . . Die niedersten Stände, vorzüglich die armen Arbeiter, sind in zweiter Reihe unserer Beachtung würdig.

„In religiöser Beziehung hängen sie heute einem lauen Halbglauben an und hoffen von denen Besserung ihrer materiellen Lage, die unsere Feinde sind. Dieser Wahn muß den arbeitenden Klassen genommen, ihre Aufmerksamkeit darauf gelenkt werden, daß das Kapital in bewußter Absicht ihrer Hilflosigkeit, sie auszubeuten und auszupressen trachtet. Die Fabriksbarone und Millionen-

männer, die riesige Geldassociation des Bürgerthums, muß der Arbeiter erst als seine Feinde kennen und hassen lernen, und dagegen uns als seine Freunde und einzigen Befreier aus materieller Noth schätzen. Freilich darf es da auch nicht bei leeren Versprechungen bleiben, sondern müssen Opfer gebracht werden. Welcher Art die seien, ist heute noch nicht bestimmbar. . . . Vor Allem gilt es, die Gemüther zu gewinnen! Außer allen Mitteln, die uns die Kirche an die Hand gibt, müssen wir uns im großen Maßstabe desjenigen bedienen, das unsere Feinde so geschickt handhaben: der Presse. Unsere bisherigen Versuche mit derselben kommen einem Mißerfolge nahe gleich, sie trugen aber auch dieses Schicksal bereits in ihrer Anlage, denn nur mit riesigen Mitteln erringt man gleiche Erfolge. Ueber das, wie wir zu operiren gedenken, kann ich heute noch nicht sprechen."

Der Jesuit schwieg.

Die Gesellschaft hatte mit verschieden Gefühlen der langen Expectoration zugehört.

Doktor Korblitz saß mit verschränkten Armen, anscheinend tief in Gedanken versunken, das Gesellschaftsfräulein befand sich, aufgeregt durch die Worte des Fanatikers in Ekstase, zitterte am Körper und hielt die fieberglühenden Augen auf dem Sprecher geheftet. Pater Klein beobachtete die Frau des Hauses.

Diese war keineswegs von dem Gehörten entzückt; obwohl sie allgemein die ausgesprochenen Grundsätze billigte, fühlte sie sich doch sehr empfindlich verletzt durch die Art und Weise wie der Jesuit von der Aristo-

kratie gesprochen. Eine solche pronuncirende Sprache hatte die alte Dame, in der bei aller Frömmigkeit der Geburtsstolz weitaus überwog, bis jetzt noch nicht vernommen.

Daß sie schweigend verblieb und nicht nach Gewohnheit dem Redner ihren Beifall zu erkennen gab, konnte als bestimmtes Zeichen ihres Mißmuthes gelten.

Der unvorsichtige, schrille Ton, den der Jesuit in die fromme Harmonie einfließen ließ, machte sich den Rest des Abendes hindurch geltend.

Während des reichlichen Soupée's, das den Gästen geboten wurde, herrschte ungewöhnliche Einsilbigkeit, die Anwesenden fühlten den Alp, der auf der Gesellschaft lag.

Endlich entfernten sich die frommen Herren mit weingerötheten Wangen und die Stiftsdame war allein.

Jetzt brach der Sturm, der so lange durch die Etiquette zurückgehalten worden, um so stärker hervor. Die Baronesse beklagte sich bitter über die Anmaßung und Unverschämtheit, die Herrschsucht und Rücksichtslosigkeit ihres geistlichen Freundes, der, wo es den Vortheil der Kirche galt, den Adel um kein Jotta besser hielt, als die unwürdige Proletariermasse.

In solchen leichten Momenten mochte der alten Dame vielleicht dämmern, daß die Liberalen doch nicht so Unrecht hätten, wenn sie das Bonzenthum für egoistisch und menschenfeindlich erklärten.

Das Gesellschaftsfräulein, das im Herzen mit dem Jesuiten hielt, schwieg klüglich und ließ den Sturm austoben.

Mißmuthig zog sich die Baronesse in ihr Schlafzimmer zurück.

Es wartete aber ihrer noch eine seltsame Ueberraschung.

Als die letzten Gäste das Haus verlassen hatten, erschien in den Vorzimmern ein altes, dürftig gekleidetes und häßliches Weib, das um jeden Preis mit der Herrin des Hauses sprechen wollte.

Die Stiftsdame, von dem merkwürdigen Besuche in Kenntniß gesetzt, glaubte an eine gewöhnliche Bettelei, und befahl, der Zudringlichen ein Geldstück zu reichen.

Die harrende Alte nahm das Geschenk aber nicht an, sondern verlangte nach wie vor mit der Stiftsdame zu sprechen.

Schließlich bat sie das Kammermädchen, der Gebieterin ein einfaches silbernes Miniaturkreuz zu ihrer Legitimation zu übergeben.

Als die Stiftsdame dasselbe überreicht erhielt, befahl sie, die Wartende sogleich in das Nebenzimmer treten zu lassen.

Wenige Augenblicke später standen sich beide Frauen gegenüber.

Die seltsame Gastin begrüßte die Baronesse mit einem tiefen Knix, und setzte sich dann, ohne zu warten, mit frecher Nonchalance auf den nächsten Stuhl.

Die Stiftsdame schien diese Unart nicht bemerken zu wollen.

„Sie sind Frau Rauspe, alias Goldgrün, nicht wahr?"

„Die Frau Baronin will mich nicht mehr kennen ..

aber sie kennt mich doch," gurgelte die Alte, mit der verkehrten Hand über das rothe und fleckige Antlitz fahrend, auf dem alle Laster geschrieben standen.

„Was wünschen Sie von mir?"

„Geld ... blos hundert Gulden! ... ich bin jetzt schon ein halbes Jahr nicht dagewesen und wäre auch nicht mehr gekommen — mein Geschäft in der Vorstadt ging gut — da kam Ihre Pauline und das Unglück war fertig."

Die Stiftsdame fuhr wie zu Tode erschrocken auf.

„Habe ich recht verstanden," rief sie, „was erzählen Sie da von Paulinen, woher kennen Sie sie? ..."

„Das sollen Sie hören, Gnädigste," grinste die Megäre ... „ich hatte in der Vorstadt ein Quartier mit ein paar sauberen Mädeln, zum Absteigen für ledige Männer. ... Eines Tages such' ich was Frisches vom Lande und finde am Bahnhof die Pauline ... am nämlichen Abend kommt der rothe Doktor aus der Stadt, Korblitz heißt er, und macht mit dem Mädel ein Spektakel, das man bis auf die Gass'n hörte. ... Das Mädel lauft fort, der Doktor schreit wie vom Teufel besessen: „ich bin verloren, es ist die Ziehtochter der Baronin Rabenstein!" ... von der Pauline hab' ich nichts mehr gehört, ihre Freunde müssen mich aber doch angezeigt haben, denn seitdem ist mir die Polizei auf den Fersen ... ich kann gar kein Geschäft mehr haben."

Die Stiftsdame hatte mit Entsetzen diese ungeschminkte Erzählung vernommen. Daß die Rauspe, die so schon zu viel wußte, auch mit Paulinen zusammentraf, war ihr eben

so unangenehm, wie die Thatsache neu, daß der fromme Korblitz Stammgast in Bordellen sei.

Die Rauspe fuhr fort:

„Die Polizeiplackerei ist mir genug, ich will fort von Wien ... mit hundert Gulden kann ich bis Berlin und dort eine Zeit aushalten ... die Gnädige werden mir wohl die Bagatelle schenken.“

„Gut,“ entgegnete die Stiftsdame, „ich will Ihnen das Geld geben, doch es ist zum letzten Male, daß Sie an meine Chatouille appelliren dürfen ... für die Dienste, die Sie mir geleistet, sind Sie reichlich bezahlt worden.“

„Die Gnädige scheinen zu vergessen, in was für Gefahr ich vergangenes Jahr wegen des Knaben gekommen, ehe er einmal ...“

„Unverschämte,“ rief die Baronesse zornig, „habe ich Ihnen befohlen das Kind zu tödten? ... Danken Sie dem Himmel für meine Langmuth, Sie nicht den Gerichten überliefert zu haben. Sie hätten es wirklich verdient.“

Die Alte erhob sich.

„Oho,“ kreischte sie, „das hätte sich die Frau Baronin wohl überlegt ... was hätte man in der Stadt gesagt, wenn so eine fromme Dame vor dem Gerichte gestanden wäre ... hi, hi, hi! das hätte Lärm gemacht.“

Die Stiftsdame antwortete keine Sylbe, nur ihre dunklen Augen sprühten Wuthblicke zu der kecken Bettlerin hinüber.

Eine Pause entstand, während der sie augenscheinlich nach Fassung rang.

„Lassen wir die Vergangenheit," begann sie dann gelassen, „wir können nichts ungeschehen machen."

Nach diesen Worten schritt sie zu dem Schreibtische, öffnete ein Fach und entnahm demselben ein Portefeuille.

„Hier sind die verlangten hundert Gulden ... kommen Sie mir nicht wieder um Geld! ..."

Die Alte nahm mit gierigen Blicken die Banknoten in Empfang.

„Wenn Sie wieder befehlen, meine Gnädige!"

Die Baronesse machte eine abwehrende Geberde.

Madame Rauspe verschwand mit einem tiefen Knix, der bei dem frechen Lächeln, zu dem sich ihr niedriges Gesicht verzog, wie Spott aussah, aus dem Zimmer.

Die Stiftsdame eilte in das Schlafzimmer und warf sich erschöpft auf die Ottomane.

„Diese Elende bringt mich zum Wahnsinn! ... welche Schande, wenn die Welt wüßte, daß ich mit Geld das Schweigen einer solchen Furie erkaufen muß und die Theilnehmerin eines berechneten Mordes bin! ... Schwager Klinkör, um Deinetwillen, um der Ehre Deines Namens ließ ich mich hinreißen, dazu die Hand zu bieten ... die glückliche Schwester weiß nichts davon, sie ahnt nicht, daß ich die Last, die für sie bestimmt war, auf meine Schultern genommen habe. ..."

Sie begann eifrig zu beten, als wollte sie die heraufbeschworenen Geister bannen.

Aber der Schatten des Verbrechens weicht nicht vor gemurmelten Formeln, die Eumeniden sind unerbittlich.

Es war eine schwere Nacht für die Baronesse. Lange

floh der Schlaf ihre Augen, und als er endlich sie überkam, quälten böse Traumgeister die Schlummernde.

Sie sah den alten Baron Klinkör ruhelos umherirren, hörte das unglückliche Kind leise jammern, und eine weiße Gestalt trat an sie heran, legte die eisige Todtenhand auf ihre Brust und flüsterte: „er ist mein Kind, ich bin seine Mutter, ich bin Therese Blander! gebt mir mein armes Kind wieder!“ ... Dann faßte sie eine mächtige Hand und trug sie in einen hohen, düsteren Dom; da lag im hundertfachen Kerzenscheine der zu Tode gemißhandelte Knabe, bedeckt mit Wunden und Striemen, den Ausdruck stummer, unsäglicher Trauer auf dem wachsgelben Gesichtchen. ... Stimmen wurden laut, Fackeln erschienen, ein dumpfes Getöse erfüllte den hohen Raum, „Mörderin!“ gellte es durch das öde Kirchenschiff ... plötzlich verlöschten die Lichter, Alles verschlang die dichte Finsterniß, nur das Gesicht des kleinen Todten leuchtete durch die schwarze Nacht. ...

Ein böser Traum! —

Fünftes Kapitel.

Motto:

„O ich möchte selbst genesen!
Doch durch welche Arzenei?
Oft gedacht und oft gelesen
Hab' ich viel und mancherlei,
Aerzte, Priester, Weise und Thoren
Hab' ich oft um Rath gefragt;
Doch mein Forschen war verloren,
Keiner hat's mir angesagt.

G. A. Bürger.

Wir haben den Wallenthal'schen Salon in dem Augenblicke verlassen, als der Millionär Bibern bewußtlos zusammenbrach.

Der einfache Name Wallace hatte in dem starken Manne Erinnerungen hervorgerufen, die mächtiger als seine eiserne Ruhe, ihn überwältigten.

Bibern wurde nach seiner Wohnung gebracht, der herbeigeholte Arzt trug ihm strenge Ruhe auf und schob die vorhergegangene Ueblichkeit einem plötzlichen Blutandrange gegen das Gehirn zu.

Der Millionär kümmerte sich, einmal allein, wenig um die Anordnungen des Arztes, der Sturm, der in seinem Inneren tobte und längst begraben gewähnte Ereignisse aufwühlte, spannte alle Fibern zu dem neuen Kampfe an, dem er entgegen ging.

Wallenthal, der Bibern begleitet, hatte ausgekundschaftet, daß ein Lohndiener des N'schen Hotel's die ominöse Karte überbracht und Mr. John Wallace dort abgestiegen sei.

Kaum hatte sich Bibern des Arztes und des zudringlichen und neugierigen Compagnons entledigt, als er sich in den nächsten Lohnwagen warf und nach dem bezeichneten Hotel fuhr.

Der Portier wies ihn nach dem letzten Stockwerke und schien von der Respektabilität der Leute, die dem neuen Passagier Besuche abstatteten, nicht sonderlich überzeugt.

Athemlos und mit jagendem Pulse stand Bibern vor der Thüre des Zimmers letzter Klasse und suchte seiner Aufregung Meister zu werden. Dann drückte er rasch auf die Klinke und trat in das Gemach.

Dichte Tabakwolken verhüllten den kleinen Raum, der von den nothwendigsten Möbeln beinahe ausgefüllt wurde.

Eine Gestalt mit eingebundenem Kopfe lag auf dem Bette und langte eben nach der Arrakflasche, die auf dem Nachtkästchen stand.

„Who is there?" *) rief eine heisere Stimme.

---

*) Wer da?

Bibern trat näher.

„Wallace!“ . . .

„Goddam, William, Du bist's . . . alter Bursche, ich wußte doch, Du würdest Deinen alten Freund in diesem Wanzenloch nicht verfaulen lassen . . . setze Dich zu mir?“

Der Sprecher hob seinen Kopf und streckte dem Gaste die Hand entgegen.

Bibern hatte Gelegenheit, den Mann, der ihn dutzte, näher zu betrachten.

Die Züge seines Gesichtes mußten einst schön gewesen sein, heute hatten sie jeden Ausdruck verloren, die Haut war wie graues Pergament und hing schlaff auf dem Schädelknochen, unter den Augen große Säcke bildend. Die Augen tief in die Höhlen gesunken, waren glanzlos, die röthliche Nase und ein Stoppelfeld von Barthaaren vollendeten das abstoßende Bild des Säufers.

Welche Veränderung seit der Zeit, als sich die beiden Männer zum letzten Male gesehen.

Bibern, der vor Entsetzen und Abscheu nicht sprechen konnte, ließ sich auf den Stuhl zur Seite des Bettes nieder.

Wallace griff abermals nach der Arrakflasche und setzte sie an die Lippen; ein heftiger Anfall von Krampfhusten erschütterte ihn.

„Verdammte Lunge . . . der Weg über die See hat mir heiß gemacht.“

Bibern ermannte sich.

„Wie kommen Sie nach Wien, John?“

„Wie Sie!? Ist's also mit unserer Bruderschaft aus? Js it? Wir bleiben deßwegen doch gute Freunde . . . nicht wahr?“ . . .

Er griff wieder mit zitternder Hand nach der Flasche und trank in langen Zügen.

„Haben Sie mich nur darum rufen lassen, die Betheuerungen einer längst vergessenen Freundschaft zu wiederholen,“ sagte Bibern, sich von dem Stuhle erhebend.

Der Säufer richtete sich auf.

„Fair and softly goes far *) alter Bursche! setze Dich und höre. . . . Das Leben ist ein tiefer Brunnen mit auf- und absteigenden Eimern, Du hast den besseren erhascht und bist oben, ich den anderen . . . ich hörte von dem großen Reichthum, den Du erworben, dachte, es wird Dir heute leicht sein, die alte Schuld vom 20. September, mit der Du mir schmählich durchbranntest, zu bezahlen und bin aus dieser Ursache herüber gekommen. Goddam, hat mir Mühe genug gekostet, das Reisegeld aufzutreiben.“

Bibern, der bei der Erwähnung des 20. September bleicher geworden, hatte sich wieder gefaßt.

„Sie wollen Geld . . . das wußte ich in dem Augenblicke, wo ich Ihre Karte bekam . . . ich bin bereit, Ihnen eine beträchtliche Summe zur Ausgleichung jener angeblichen Schuld zu geben, aber nur unter einer Bedingung.“

---

*) Eile mit Weile. Provb.

„Goddam, heraus damit!"

„Sie müssen eine Stunde nach Erhalt des Geldes nach Amerika zurückkehren."

„Jt is easy for you to say so *) . . . ich bin krank und würde die Seereise mit dem Leben bezahlen . . . was nützen mir die Pfunde, wenn ich nicht trinken kann. As sure, as J live, **) ich bleibe so lange hier, bis ich gesund bin und Du wirst Quartier und Doktor zahlen . . . vergiß nicht auf den kalten Preath in Havre . . . heute noch schickst Du mir tausend Pfund, gewiß noch heute!"

Wallace sprach die letzten Worte mit drohender Betonung.

Der stolze Bibern war eingeschüchtert, stand wie ein Verbrecher vor seinem Richter. Er schwankte wie ein Trunkener nach der Thüre.

„Ich werde das Verlangte schicken," sagte er mit lallender Stimme, „Morgen komme ich wieder . . . jetzt muß ich fort . . . Geschäfte." . . .

„Give car to my words! ***) schicke Geld und den Doktor!" schrie ihm der Bewohner des Zimmers nach.

Wenn die Menschen, die Bibern wie einen Halbgott bewunderten, ihn in dem Augenblicke gesehen hätten, wie er aus dem Zimmer des Gauners trat, sie hätten den Millionär schwerlich erkannt. Er sah aus wie ein Dieb, der auf frischer That entdeckt, wie ein Verbrecher, der

---

*) Du hast gut reden.

**) So wahr ich lebe.

***) Merke auf meine Rede!

den Gang zum Richtplatze antritt. Ja, es war auch ein wuchtiger Schicksalsschlag, der den reichen Mann getroffen; das heisere Wort des schwindsüchtigen Säufers hatte das mit dem Fleiß eines halben Menschenlebens erbaute Gerüst seiner Lebensstellung zertrümmert und ihn an jenen dunklen Schatten erinnert, den er in dem rastlosen Kampfe um Gewinn längst für immer begraben meinte. Jetzt gingen jene Worte des tieffühlenden Dichters an ihm in Erfüllung:

„Plötzlich fällt die Eumenide
Des Gewissens ihm an's Herz;
Und der süße Lebensfriede
Wandelt sich in wilden Schmerz.

Wie geschreckt von einem grausen Fluche,
Der aus dem Himmel mich verstieß,
Fahre ich zitternd auf und suche
Mein verlorenes Paradies." *)

Als Bibern wieder aus dem Hause trat, als er die fremden Menschen, die devoten Gesichter seiner Diener und Bekannten sah, zuckte der alte trotzige Lebensmuth wieder in ihm auf. Sollte er, der so viele Schwierigkeiten überwunden, sich jetzt an dem Ziele befand, von einem hergelaufenen Bettler in das Nichts zurückstoßen lassen? Sollte hier, wo Bibern reich und in hoher Achtung stand, ein fremder Abenteurer mit verblichenen Reminiscenzen ihn vernichten können?

„Nein," antwortete er sich selbst, „er kann und wird es nicht. Ich will mich aufraffen und den Elenden vernichten . . . wäre er ein Bittender zu mir gekommen, ich

---

*) C. A. Tiedge.

hätte ihn fürstlich beschenkt und gehen heißen, aber er kam mich zu schrecken, mir zu drohen . . . John Wallace, es ist ein Kampf auf Leben und Tod, zu dem Du mich herausforderst und ich bin der Mann, ihn auszufechten zu meinen Gunsten."

Diese und andere Gedanken bewegten Bibern, der planlos die Straßen durchschritt, bis die eintretende Müdigkeit ihn nach Hause trieb.

Er fand bei seiner Zurückkunft Wallenthal und Professor Romberg, die ihn mit Sehnsucht schon lange erwarteten. Der diensteifrige Banquier war über Biberns Unwohlsein so erschrocken gewesen, daß er eiligst zu Romberg fuhr, um durch diesen genaue Kenntniß des augenblicklichen Gesundheitsstandes seines Kompagnons zu erhalten.

So lästig diesem diese große Fürsorge, so war es ihm sehr erwünscht, mit dem Professor zusammen zu treffen.

Nachdem Bibern seinen Freund Wallenthal über sein Befinden hinlänglich beruhigt hatte, wußte er ihn unter dem Vorwande, in seinem Namen sich bei Edith zu erkundigen und sie zu beruhigen, zu entfernen.

Als er sich mit Romberg allein befand, bat er diesen, ihm in sein Arbeits-Kabinet zu folgen.

Der Professor entsprach der Einladung und saß bald dem Hausherrn gegenüber.

Dieser hatte schon früher aus der eisernen Geldkasse ein versiegeltes Packet genommen.

„Was glauben Sie, lieber Professor," begann Bibern das Gespräch einleitend, „was sich in diesem Papiere befindet."

Der erregte Ton, in welchem der Millionär dies gesprochen, kontrastirte seltsam mit dem Lächeln, zu dem er sich zwang, und ein so feiner Menschenkenner, wie Romberg, errieth, daß der scherzhaften Anrede wohl ein bedeutsamer Grund unterliegen müsse.

„Ich weiß es nicht und kann es nicht wissen," entgegnete er, „doch so viel wird gewiß sein, daß der fünffach versiegelte Inhalt, wie aus dieser sorgfältigen Emballage zu schließen ist, für Sie Interesse hat."

„Nicht übel gerathen, Doktor!"

Bibern löste die Siegel; der Umschlag barg ein Bündel Banknoten.

„Es sind tausend Stück Hundertgulden Banknoten . . . ein artiges Sümmchen, wie Sie sehen . . . sagen Sie mir, lieber Professor, haben Sie schon ein solches Capital für eine Cur bekommen?"

„Nein . . . ich wünsche auch nicht die Zeit herbei, wo der Arzt mit solchen Summen Papiergeldes bezahlt würde . . . Während der französischen Revolution zahlte man in Paris ein Pfund Brod mit neunhundert Livres Papierassignaten . . . die österreichische Finanzkünstelei hat Aussicht, es auch einmal so weit zu bringen; dann wird man vielleicht den Arzt für eine glückliche Operation mit Hunderttausend Papiergulden bezahlen, die aber in klingender Münze umgetauscht, weniger Metallwerth

repräsentiren werden, als unsere heutigen kleinen Banknoten, die in meiner Tasche ein- und auswandern."

Bibern gab keine Antwort, er hatte sich in den Fauteuil zurückgelehnt und war anscheinend tief in Gedanken versunken.

Plötzlich fuhr er auf und ergriff die Hand des Arztes.

„Ich habe keinen Scherz mit Ihnen getrieben, Professor, es ist mein heiliger Ernst . . . diese hunderttausend Gulden sind Ihr Eigenthum, wenn Sie einen Dritten nach meinen Willen behandeln. . . . Sie staunen! . . . Hören Sie! . . . Ich bin gewohnt offen, ohne Rückhalt zu sprechen, ich will es auch jetzt thun. Sie wissen, ich besitze eine große Garnspinnerei und Appretur und mit der Letzteren ein Geheimniß der Verfahrungsweise, das mich reich gemacht hat. . . . Dieses Geheimniß, eine technische Verbesserung, theilt ein Mensch mit mir, mein Todfeind. Wir waren Beide einst Freunde und erfanden zusammen diese wichtige Verbesserung. Jeder ging allein in die Welt, sie zu verwerthen, er gegen Westen, ich hieher. Heute ist mein einstiger Genosse, er heißt John Wallace, von Amerika zurückgekehrt, er wollte nicht arbeiten, liebte die Flasche, ist ein Bettler und kam nur in der Absicht über das Meer, von den Früchten meines Fleißes zu zehren. Mit einem Worte, er ist ein gemeiner Räuber. . . . Er verlangt Geld von mir und droht im Falle ich es verweigere, mein Geheimniß aller Welt preiszugeben. . . . Dieser Mann ist krank, er ist hochgradig lungenkrank, er ist ein Säufer, ein systematischer Selbst-

mörder, der keinen Frühling mehr in's Land kommen sieht. . . . Diesen Mann, Doktor, will ich Ihnen zur Behandlung übergeben. . . . Sie sollen ihn unschädlich machen."

Bibern hatte die letzten Worte kurz, augenscheinlich mit Anstrengung gesprochen.

Dann blickte er mit athemloser Spannung auf den Professor.

Auf dem Gesichte Rombergs war der Ausdruck der Gutmüthigkeit, der es sonst beherrschte, geschwunden und jener tiefer Trauer gelagert.

Es entstand eine lange Pause, während der Nichts die Stille des Augenblicks unterbrach, als der monotone Schlag der Pendule.

So vergingen mehrere Minuten.

Endlich nahm der Professor das Wort.

„Nach dem, was Sie mir sagten, kann ich kaum darüber in Zweifel sein, wie ich diese Person, von der Sie sprachen, nach Ihrem Willen behandeln müßte . . . wahrscheinlich so, daß sie nicht mehr im Stande ist, die Drohung auszuführen und das von Ihnen ängstlich gehütete Geheimniß zu verbreiten. In Summa wollen Sie einen Mord begehen und soll ich der Arm sein, der ihn ausführt. . . .

„Sie mißverstehen mich, Doktor," rief Bibern heftig, „ich will kein Mörder sein, und meinte mit der Bezeichnung „unschädlich machen" keine rasche verbrecherische That,

sondern wünsche nur, daß Sie Wallace die augenblickliche Ausführung seines Verrathes unmöglich machen."

„Das ist nicht möglich; entweder wollen Sie damit andeuten, ich soll Wallace durch ein Mittel seiner geistigen Kraft oder durch meine ärztliche Autorität seiner Freiheit berauben. . . . Das eine wie das andere ist ein Verbrechen und ich staune, wie Sie glauben können, ich würde meine Hand dazu bieten."

„Das Letztere ist kein Verbrechen, Doktor, es wäre nur eine Wohlthat. Sehen Sie Wallace an, er ist ein herabgekommener Säufer, der heute oder morgen auf der Straße zusammenbrechen und sterben wird. Wäre es für dieses verkommene Subject keine Wohlthat in einem Irrenhause bei Pflege und guter Wartung den Rest seiner Tage zu verbringen. . . . Oh, es ist ein humanes Werk, einem solchen Unglücklichen diese Wohlthat angedeihen zu lassen."

Ueber das Antlitz des Professors glitt ein leises Lächeln.

Bibern bemerkte es und fuhr eifrig fort.

„Ja eine Wohlthat, das ist das rechte Wort . . . unter uns Doktor, ich habe mit Bestimmtheit auf Ihre Mithülfe gerechnet . . . die Einleitungen sind bald getroffen; Sie stellen eine Parrere aus, das den gestörten Geisteszustand des Säufers bezeugt, darauf wird er gutwillig oder mit Gewalt in eine Privatanstalt gebracht . . . mit Geld erreicht man Alles, es soll kein Mensch den Sachverhalt ahnen."

Remberg trat nahe an Bibern heran und legte seine Hand auf dessen Schulter.

„Mein lieber Freund,“ begann er seinem Gegenüber in die vor Erregung blitzenden Augen sehend, „lassen Sie uns ein ruhiges überlegtes Wort sprechen, hören wir einen Moment auf die Stimme des Verstandes und nicht auf die Leidenschaft. . . . Ich kenne Sie jetzt gegen fünf Jahre es war mir während dieser Zeit vergönnt, mehrmals an Ihrem Krankenbette zu stehen, und wie bei jedem Patienten, machte ich es mir auch bei Ihnen zur Aufgabe, neben der physischen Constitution, Ihr Temperament, Ihren Charakter zu studieren. — Sie haben sich aus der Dürftigkeit zu großem Besitz emporgeschwungen, sind mit Recht stolz darauf und der Ihrem Charakter eigene Trotz wurde verbunden mit diesem Stolze zur Quelle unumschränkten Hochmuthes. Ein großer Weiser des Alterthums hat das wahre Wort ausgesprochen: „Maßlosem Besitz entspringt Menschenverachtung.“ Dürfen Sie läugnen, daß diese Menschenverachtung nicht bei Ihnen eingekehrt ist? Wie hätten Sie es sonst gewagt, einem, ich kann sagen, allgemein geachteten Arzte den unverblümten Antrag zu stellen, für einen allerdings colossalen Sündenlohn, ein Verbrechen zu verüben! Ihre, zum Dogma gewordene Ansicht, daß das Geld Alles und mit demselben wieder Alles zu erreichen sei, hat Sie hiezu verleitet. Dies wußte ich und darum hörte ich Ihren Antrag mit einer Ruhe an, die mir einem Unbekannten gegenüber gewiß gefehlt hätte. . . . Sie sehen an mir, daß es noch Leute gibt, die andere, höhere Ziele als Geldgewinn

haben, und denen die Redlichkeit über dem Mammon steht; es ist dies heute freilich eine verschwindende Minorität in der Gesellschaft, aber immerhin ein Faktor, den die Anbeter des modernen goldenen Kalbes in Rechnung ziehen müssen ... dieser Wallace, wie Sie ihn nennen, ist Ihr Feind; ich begreife nach Ihrer Erzählung, wie Sie ein großes Interesse haben ihn unter den Todten zu wissen ... Sie sagen er ist ein Säufer, ein Subjekt, das in den letzten Stadien dieses Lasters wandelt; warum wollen Sie ihm die Flasche nehmen? glauben Sie das delirium tremens scheut sich an ihn heranzutreten, weil er im Besitze eines Geheimnisses über verbesserte Garnappretur ist? ... ist es so wie Sie sagen, dann sind die Mittel der Wissenschaft an dem Manne vergebens, er geht mit raschen Schritten seinem Ende entgegen."

„Sie haben Recht, Doktor," rief Bibern in neuer Erregung, „Sie haben das Richtige errathen ... ich Thor wollte zu den Mitteln der Verzweiflung greifen, um mich des Schurken zu entledigen, und vergaß auf das einfachste und natürlichste: die Flasche ... ja, er soll Geld bekommen, genug Geld, um sich mit den theuersten Spirituosen vollends zu vergiften."

„Nein, das soll Wallace nicht," entgegnete Romberg in ernstem, fast drohendem Tone, „so wenig man dem Irren eine Waffe, dem Melancholiker den Giftbecher in die Hand drücken darf, soll sich in unserem Falle Wallace seinem Laster hingeben. ... Ich werde ihn untersuchen und ihm die Wahrheit offen gestehen; läßt er dann von

dem Trunke nicht ab, ist es seine Sache, bessert er sich, darf ihm kein Hinderniß in den Weg gelegt werden."

„Sie wollen zu Wallace?"

„Ja, ich thue es in Ihrem Interesse, lieber Bibern . . . bei ruhiger Ueberlegung werden Sie einsehen, daß ich nicht anders handeln kann und darf."

„Sie sagen mir dann, wie es mit seiner Gesundheit beschaffen ist."

„Gewiß . . . ich glaube in einem und dem anderen Falle keine Ursache zu haben, Ihnen die Wahrheit zu verschweigen."

Romberg reichte dem Millionär die Hand zum Abschiede.

„Leben Sie wohl, Bibern . . . was in der letzten Stunde gesprochen wurde, will ich vergessen, als wäre das, was Sie gesagt, nie über Ihre Lippen gekommen. Die Leidenschaft hat Sie auf einen gefährlichen Pfad gelenkt, hüten Sie sich, den Irrgarten, aus dem ich Sie geführt, wieder zu betreten und weiter auf der Bahn eines unheilvollen Entschlusses vorzudringen! . . . Ich hoffe, Sie werden, was wir gesprochen, eben so vergessen wie ich. Leben Sie wohl."

Bibern erwiederte schweigend den Händedruck des wackeren Arztes.

Als er allein war, warf er zornig den Bündel Banknoten in das Fach des Geldschrankes, ließ sich in den Lehnstuhl nieder und verhüllte das Gesicht mit beiden Händen.

„Ich war ein Thor," murmelte er, „mich einem

Fremden anzuvertrauen . . . der meine Befürchtungen durch moralische Gründe zu entkräften glaubt . . . wir wollen sehen, was der morgige Tag bringt.“

Dann setzte er hinzu:

„Die Idee des Doktors, Wallace mit der Flasche in die Ewigkeit zu schicken, ist köstlich . . . oh, er wird sich nicht bessern, ein Säufer übt nie Mäßigung, am wenigsten, wenn er Geld hat . . . ich will ihm eine Summe senden, mit der er genug Brandy kaufen kann, um sich damit in die Ewigkeit zu schwemmen.“

Als Romberg den Millionär verließ, erinnerte er sich lebhaft des Gespräches, das er vor kurzer Zeit mit Blander gelegentlich der Kuppelei der Frau von Wallenthal gehabt, und wie wahr der junge Mann von dem bodenlosen Egoismus der Reichen gesprochen.

Im Augenblicke hatte aber der Professor wenig Zeit sich philosophischen Betrachtungen hinzugeben, die Unterredung mit Bibern mußte es ihm als dringend erscheinen lassen, noch diesen Abend mit Wallace zu sprechen.

Der geschwätzige Wallenthal hatte ihm mitgetheilt, daß der räthselhafte Fremde im Hotel N. . . . abgestiegen sei, und Romberg richtete jetzt seine Schritte dahin.

Als er vor dem Hotel stand und sich anschickte die breite Steintreppe hinanzusteigen, ahnte er nicht, wem er in einigen Minuten gegenüberstehen sollte.

Von einem Individuum des Dienstpersonales in das Zimmer Wallace's gewiesen, trat er dort ein.

Der Inwohner hatte das Fenster geöffnet, saß an demselben, rauchend und kalten Grog trinkend.

Er erwiederte den Gruß des eintretenden Arztes nicht und frug barsch:

„Was wollen Sie?"

„Ich komme von Herrn Bibern . . . ich bin der Arzt, der . . ."

„Dann gehen Sie wieder fort," schrie Wallace, „ich hab' mir überlegt, will keinen Doktor, den der alte Gauner sendet. . . . Ihr wollt mich vergiften."

„Mein Herr," erwiederte der Arzt mit erhobener Stimme, „wenn Sie nicht ein Fremder wären, würden Sie sich dem Professor Romberg gegenüber einer anderen Sprache befleißigen."

„Romberg!"

Wallace war aufgesprungen, seinem Gaste näher getreten und betrachtete ihn schweigend.

Plötzlich sagte er mit gänzlich verändertem Tone:

„Nehmen Sie Platz, Doktor. . . . Sie sind ein Ehrenmann."

Romberg antwortete nicht, er glaubte einem Irrsinnigen gegenüber zu stehen.

Wallace fuhr mit der Hand über die Stirne, als wolle er sich eines Umstandes entsinnen. Dann frug er:

„Waren Sie nicht vor sechs- oder siebenundzwanzig Jahren in R. . . . ., in Westgalizien?"

„Ja . . . wie kommen Sie darauf?"

Wallace trat zurück, daß das Licht der Lampe auf sein bleiches und entstelltes Antlitz fiel.

„Years flee away *) ... kennen Sie mich nicht mehr?"

Da fiel es plötzlich wie Schuppen von den Augen Romberg's.

Er sprang auf und rief:

„Lenola!"

Der Fremde bedeckte das Gesicht mit beiden Händen.

Einige Minuten hindurch herrschte tiefe Stille.

Keiner von beiden Männern wollte das Wort ergreifen, jeder war von seinen Gefühlen übermannt. Welches Wiedersehen! vor sechsundzwanzig Jahren waren sich Beide gegenüber gestanden, und was war aus dem eifrigen Forscher in der Kabbala geworden?

Das Schicksal gab eine schreckliche Antwort.

Lenola ließ endlich seine Hände sinken.

„Doktor," begann er, „erinnern Sie sich der Antwort, die ich Ihnen in R. . . . . gab, als Sie mir den Rath ertheilten, diese Stadt zu verlassen. Ich entgegnete, mich würde in diesem Falle ein großes Unheil treffen ... der Fluch ist in Erfüllung gegangen, was bin ich heute, wo ist Judith, wie sehe ich aus! ... der Fluch des schrecklichen Gottes, den die Rabbinen nach mir schleuderten, hat mich erreicht und vernichtet! ..."

Romberg war tief ergriffen.

---

*) Die Jahre fliehen dahin.

„Every thing dwindles away! *) ... Ich stehe an der Grenze meines Lebens, ich bin ein athmender Leichnam!

„Doktor, wenn Sie wüßten was ich sah und erlebte, welche Kämpfe, welche Enttäuschungen ich überstand, ehe ich zum Philosophen des Lasters wurde und im Brandy meinen Lebensekel ersäufte, Sie würden staunen und vielleicht mich auch bedauern."

„Ich thue es aus tiefstem Herzen," sprach der Professor ... „sagen Sie mir, was ist aus Judith geworden, wann hat sie Sie verlassen?"

„Später davon ... ich werde Ihnen meine lange und traurige Lebensgeschichte erzählen ... gönnen Sie mir nur einen Augenblick der Erholung, die Ueberraschung war zu groß.

Er setzte das volle Glas an seine Lippen und trank es in einem Zuge aus.

„Sie werden sich des alten Juden Aron ben Kohes erinnern," sagte Romberg, „er starb wenige Tage bevor ich R.... verließ ... seinen Sohn nahm ich mit mir ..."

„Lebt er noch?"

„Ja ... er führt den Namen Leo Romberg und ist heute Doktor der Medizin."

„Das ist Ihr Werk ... Gott segne Sie dafür, es ist ein edles Werk."

Nach einer kleinen Pause begann Lenola wieder:

---

*) Alles vergeht.

„Setzen Sie sich und schenken Sie mir Gehör, ich will Ihnen meine Lebensgeschichte erzählen.

„Zur Zeit, als Sie nach R.... kamen, war ich schon lange ein intimer Freund des alten Aron ben Kohes, der mich in die Geheimnisse der Kabbale einweihte. Das allgemeine Geheimniß, das darin besteht, zu wissen, aus welchen Sylben, aus welchen Buchstaben der Name Gottes besteht, hatte mich der Alte gelehrt, ich wollte weiter schreiten auf der betretenen Bahn und in die praktische Kabbala eindringen, es gelang mir jedoch nicht, und Aron, der mich hätte führen können, weigerte sich es zu thun. Das Erreichte genügte mir nicht, ich erinnerte mich des Wortes eines berühmten Mannes: jede Andachtsübung wird ein kindisches Spiel. Die Schreiber hießen Rechner, weil sie ihr Leben damit zubringen, die Worte, die Buchstaben zu zählen, welche die heiligen Bücher enthalten. *) Dies genügte mir lange nicht mehr, und zu weiterem Wissen war mir die Pforte verschlossen. Ein fieberhafter Wissensdrang bemächtigte sich meiner, und er wurde noch durch die Prophezeiung Aron ben Kohes gesteigert, welcher mir schweres Unglück und einen gewaltsamen Tod weissagte, falls ich je R.... verlassen würde.

„Ich that es, durch die Umstände gezwungen ... kann ich bis heute den alten Kabbalisten Lügenstrafen? — —

„Sie wissen, wie ich, meines Amtes entsetzt, in die Welt hinausgestoßen wurde, aber nicht, daß ben Kohes

*) Frank. Kabbala. pag. 69.

eine beträchtliche Summe vor seinem Tode niedergelegt hatte. Ich war arm, das Kind des Verstorbenen versorgt, und so beging ich nicht ohne Gewissensbedrückung die unrechte That, mir das fremde Eigenthum anzueignen. Es hat keinen Segen, sondern nur Fluch, hundertfältigen Fluch gebracht.

„Auf Judith's Andringen zog ich mit ihr nach Warschau und von da nach Berlin. In letzterer Stadt hatte ich einen entfernten Verwandten, der, ein Getreidemäkler, mich bewog, mein Geld zu einer gewagten Spekulation vorzuschießen. Anstatt des zehnfachen Gewinnes schlug die Operation fehl, und ich saß, ein Bettler, in der Fremde. Doch wäre ich mit diesem Verhängniß wohl zufrieden gewesen, hätten nicht andere, tiefgreifende Zwistigkeiten mich zur Verzweiflung getrieben. Judith, deren Hang zu Lustbarkeiten und Sehnsucht nach der großen Welt mich schon in dem kleinen R. . . . bekümmert hatte, war hier auf dem schlüpferigen Boden der Residenz ein Opfer ihrer verderblichen Leidenschaft. . . . Sie trennte sich von mir und ging allein ihren Weg, den der Schande.

„Lebensmüde und angeekelt von der Stadt, in der ich so traurige Stunden verlebt, beschloß ich Europa zu verlassen und mir jenseits des Ozeans ein neues Vaterland zu gründen, und nahm zu diesem Zwecke den Namen John Wallace an. Meine Armuth zwang mich zur Fußreise durch Deutschland und Frankreich; ich wollte nach Havre und mich von dort nach Möglichkeit bald einschiffen.

„Ich erzähle dies ohne auf Einzelheiten einzugehen, nur das Zusammentreffen mit Bibern soll detaillirt folgen.

„In Havre fand ich unerwartet die mir sehr willkommene Gelegenheit, meine ärztlichen Kenntnisse zu verwerthen. In einer der Auswanderer-Herbergen war die Stelle eines Arztes zu besetzen, und da diese Posten meist von gewissenlosen Subjekten eingenommen werden und in üblem Geruche stehen, gelang es mir die erledigte Stelle zu erreichen, wozu mir auch meine Sprachkenntnisse behilflich waren.

„Ich befand mich ungefähr acht Monate in meiner neuen Stellung, als mich eines Tages ein junger Mann, dessen hartes und finsteres Gesicht mir auffiel, besuchte. Er bat mich um eine halbe Stunde Gehör, und eröffnete ganz trocken, er wisse, daß die Aerzte der Auswanderer-Herbergen arge Schurken seien, er brauche jedoch im Augenblicke einen solchen, und wenn ich ihm zu Dienst sein wolle, könne ich dreihundert Pfund Sterling verdienen.

„Meine Armuth und die Aussicht auf eine so große Summe Geldes machten mich schwach; aufrichtig gestanden, das eine Jahr des Unglücks, die fürchterlichen Enttäuschungen hatten eine böse Seite meines Charakters hervordrängt, und zudem war ich schon mehr mit der Flasche befreundet als gut sein mochte.

„Ich sagte zu.

„Am folgenden Vormittage holte mich der junge Mann — es war Bibern — ab und führte mich in das Hotel Frascotelli am Hafen.

„Ich fand in seinem Zimmer einen ältlichen Herrn bewußtlos auf dem Bette liegen.

„Bibern befahl mir ihm stark die Ader zu schlagen

und mich sodann, ohne den Verband anzulegen, zu entfernen. Ich that es und wußte was bevorstand.

„Abends ließ mich Bibern wieder rufen; der Fremde war todt. Ich schrieb den Todtenschein auf den Namen James Preath, gestorben am Schlagflusse.

„Zugleich erhielt ich den Sündenlohn.

„Bibern reiste fort, nachdem er mir in meinem Interesse das strengste Stillschweigen aufgetragen.

„Die Angelegenheit kam mir sehr mysteriös vor, ich forschte nach und erfuhr Folgendes. James Preath war Kompagnon einer großen Liverpooler Baumwollenspinnerei gewesen und hatte eine Geschäftsreise auf dem Kontinent unternommen, begleitet von einem jungen Clerk: Bibern. Preath führte große Summen baaren Geldes mit sich und war im Begriffe heimzukehren, als er in Havre verweilte Unglücklicher Leichtsinn verleitete ihn eines Abends in einer der heimlichen Spielhöhlen am grünen Tische zu pointiren; er verlor zwar nur einen höchst unbedeutenden Betrag, aber dieser Besuch verlockte seinen Begleiter, den gewiß längst vorbereiteten Mord auszuführen. Ein hinterlassener Brief enthielt die Anzeige, er habe die Gelder, die sein eigenes Vermögen überschritten, im Hazardspiel verloren und den Tod der Schande eines ferneren Lebens vorgezogen.

„Der Fall erregte natürlich großes Aufsehen, die Geschäftsfreunde hielten den Vorgang für eine Erfindung und drangen auf gerichtliche Untersuchung. Bibern wurde eingezogen, später wegen mangelnder Beweise für nicht-

schuldig erklärt und entlassen; er hatte mit staunenswürdiger Umsicht seine Entlastung möglich zu machen gewußt.

„Das letztere hörte ich in Amerika, wohin ich mich geflüchtet, als ich von dem bevorstehenden Prozesse hörte. Meine Abwesenheit trug auch bei den Schuldigen zu entlasten, der plötzlich vom Schauplatze verschwand, um später hier aufzutauchen. Bibern hat geschickt gearbeitet, unter fremdem Namen gearbeitet, bis er so viel erworben, daß ihm ein unrechter Besitz nicht mehr nachgewiesen werden konnte. Dann trat er plötzlich aus seiner Passivität, spekulirte mit so viel Glück und Geschick, daß er in weniger als achtzehn Jahren den enormen Reichthum erwarb, den er heute besitzt.

„Was soll ich von mir sagen?

„Sündenbeladen und gepeinigt von Gewissensbissen betrat ich die neue Welt, und um meine Seelenqualen zu betäuben, warf ich mich in den Strudel des amerikanischen Lebens. Ich wurde Kaufmann, spekulirte, hatte Glück, dann Verlust, das endliche Resultat war mein vollständiger Bankerott. Ich sank immer tiefer, eigene Scham und Verzweiflung ließen mich dem Laster des Trunkes immer mehr in die Arme sinken.

„Dazu meine geistige Verwahrlosung. Der Hang zu religiös-philosophischer Träumerei, der mich früher den kabbalistischen Studien in die Arme getrieben, war vollständig geschwunden, lernte ich doch bei den praktischen Amerikanern einsehen, daß die Konfessionen nichts als Dampfmaschinen sind, die mit so und so viel Pferdekraft arbeiten. Ich suchte bei allen den zahllosen Sekten Be-

ruhigung und fand sie nicht; je mehr man die verschiedenen Riten mit ihrem bald erhabenen, bald lächerlichen Ceremoniell verfolgt, desto mehr entfernt man sich vom Rechten, das Gewissen läßt sich nicht von einem Formalismus einschläfern.

„Der Morgen, an dem ich den unglücklichen Preath sah, verließ meine Erinnerung nicht, der bleiche und bewußtlose Mann verfolgte meine Spur, und nur die Geister des Weines, die Spirituosen und Narkotiken vermochten mich für Augenblicke von seinem Schatten zu befreien. —"

Romberg hatte mit wachsendem Interesse der Erzählung Lenola's zugehört.

„Was Sie sagten," begann er, „erscheint mir wie ein Traum. . . . Es ist wahr, die unerhört kurze Frist, in der sich Bibern zu kolossalem Reichthum emporschwang, hat schon bei manchen Menschen Mißtrauen erweckt, und ich hörte von achtbaren und der Verhältnisse kundigen Männern, daß auf gewöhnlichem Wege ein solcher Aufschwung kaum möglich sei . . . doch lag kein Grund vor, das Mißtrauen fand keinen Anhaltspunkt, auf dem es fußen und forschen konnte. Nach Ihrer Erzählung hat Bibern durch Mord und Diebstahl seinen Besitz begründet . . . jetzt begreife ich auch den Haß, mit dem er Sie verfolgt."

„Hat er von mir mit Ihnen gesprochen?"

„Ja . . . er theilte mir mit, Sie seien sein Feind, Mitwisser eines technischen Geheimnisses seiner Fabrik . . . er habe daher gegründete Ursache Sie entfernt zu wissen."

„Ah, diese Lüge ist nicht so übel erdacht, doch nur

auf Die berechnet, welche mich nicht persönlich kennen . . . ich weiß genau, Bibern ist ein gefährlicher Feind, der in seiner Rücksichtslosigkeit, wenn es gilt ein Ziel zu erreichen, wenig nach der Verwerflichkeit der Mittel frägt . . . ich werde mich hüten aus seiner Hand zu trinken."

„Daran werden Sie wohl thun," erwiederte der Professor bestimmt.

„Doktor," rief Lenola, von dem Sitze aufspringend, „Sie haben sich in diesem Momente verrathen . . . Sie haben sich in diesem Momente verrathen . . . Sie wissen, daß Bibern nach meinem Leben trachtet ... sollten Sie! ... nein, abermals nein, Sie sind ein Ehrenmann, und ich segne den Augenblick, der Sie zu mir geführt."

„So wahr ein Gott lebt, thun Sie es . . . das Wort des alten Aron ben Kohns hätte leicht in Erfüllung gehen können."

Beide schwiegen.

Romberg griff nach Hut und Stock.

„Lenola," sagte er, sich zum Aufbruche anschickend, „eine seltsame Verkettung der Umstände führte uns heute zusammen. Sie haben mir die Wahrheit über Ihr Verhältniß zu Bibern gestanden, und haben wohl daran gethan, denn Sie ermöglichten mir dadurch, Sie auf das Damoklesschwert aufmerksam zu machen, das über Ihrem Haupte hing. . . . Nehmen Sie schließlich meinen dringenden Rath zu Herzen, Ihre ohnehin zerrüttete Gesundheit zu schonen, enthalten Sie sich des Lasters, in der Flasche Lebenstrost zu suchen; jeder Trunk der starken Spirituosen, die Ihnen zur Gewohnheit geworden sind, bringt Sie dem

Grabe näher ... Sie arbeiten Ihrem Todfeinde in die Hände. Leben Sie wohl!"

„Doktor," entgegnete Lenola bewegt, „Sie haben mich in dieser Stunde dem Leben wiedergegeben. Ich bin, wie ich wohl einsehe, ein verkommenes Subjekt, aber wurde ich nicht durch die Welt in den Sumpf der Verworfenheit getrieben? Was ich liebte habe ich verloren, betrogen und getäuscht zu werden war mein Schicksal, und schon der Verzweiflung in die Arme gefallen, beschmutzte ich mich bei der gräßlichen That, die Sie heute kennen. Seither in der Fremde umhergestoßen, ohne Heimat, ohne Herd, ohne Freunde, mit der Verworfenheit lebend — können Sie begreifen, wie ich das wurde, was ich heute bin!"

Er stützte den Kopf auf beide Hände und begann zu weinen.

Aus den matten, glanzlosen Augen entströmten seit Jahrzehenten die ersten Thränen.

Romberg schied bewegt von dem Manne.

„Lenola," sagte er zu sich selbst, „ist ein Prototyp jener molluskenartigen Charaktere, die sich allen Eindrücken des Schicksals widerstandslos hingeben, und durch das Unglück, wenn sie von demselben erfaßt, niedergedrückt werden und nicht mehr im Stande sind sich zu erheben. Der glänzende und gelehrte Arzt von ehemals ist heute ein stupider Säufer; kabbalistisches Mysterienspiel, nächtlich-romantische Phantasmen über Schicksal und Seele haben seine Lebenskraft unterhöhlt, daß es den folgenden Unglücksschlägen leicht war, den Haltlosen vollends zu vernichten,

der aus traum-lebendigem Spuk und mystischer Schwärmerei in den derbsten Realismus stürzte. — — —"

Am folgenden Morgen begab sich Romberg zu Bibern.

Der Millionär hatte ihn schon mit Ungeduld erwartet und geleitete ihn sogleich in sein Arbeitskabinet.

„Nun wie steht's mit Wallace," frug er im Tone gespannter Neugierde.

„Besser als ich dachte und nach Ihrer Schilderung hoffen durfte."

Der finstere Ausdruck, den Bibern's Gesicht nach diesen Worten annahm, bewies deutlich, wie wenig er von der Antwort erbaut war.

„Gehen wir gerade auf das Ziel los ... wie viel Tage oder Wochen geben Sie dem Säufer noch?"

„Darauf zu antworten liegt außer meiner Macht," erwiederte der Professor, innerlich empört über die cynische Frage. „Es ist möglich, daß Wallace in einigen Monaten stirbt, er kann aber auch noch zehn Jahre leben. Eine zähe Natur. ..."

Bimbern strampfte mit dem Fuße.

„Ich werde mit anderen Aerzten darüber sprechen. ..."

„Das steht Ihnen frei, Herr Bibern ... ich jedoch werde Wallace behandeln ... ich brauche Sie wohl nicht zu erinnern, daß ich in Folge unserer gestrigen Unterredung das gegründetste moralische Anrecht darauf habe."

Bibern wendete sich schweigend ab.

„Spielen wir nicht Komödie," fuhr der Professor fort, „wir haben keine Zeit dazu. Ich kann Ihnen nur

rathen, befriedigen Sie Wallace, geben Sie ihm Geld und treiben Sie ihn nicht gewaltsam zu Schritten, die heute vermieden werden können."

Bibern, der im Augenblicke sehr argwöhnisch war, sagte, als er allein war:

„Ich bin ein Thor gewesen, einen Dritten in das Geheimniß zu ziehen.

„Zehn Jahre, sagt Romberg! Zehn Jahre der Angst und Besorgniß, den Rest meines Lebens vergiftet; nein, das wäre zu viel. . . . Ich will selbst handeln, dem Kühnen ist das Glück günstig, und mir stand es noch immer zur Seite, wenn ich einen Gewaltstreich unternahm. So will ich es auch diesmal selbst thun . . . eine Leiche hat noch nie gesprochen! —"

Sechstes Kapitel.

Motto:

Du weißt, es strebt die Welt dahin, wo linde
Süß schmeichelhafte Worte beut Parnaß,
Daß Wahrheit in des Verses süßer Rinde
Lockt, überredet selbst den störrigen Haß
So reichen wir Arznei dem kranken Kinde
Des Kelches Rand benetzt mit süßem Naß;
Es trinkt nun, so getäuscht, die bitteren Säfte
Und Täuschung bringt ihm neue Lebenskräfte.

Torquato Tasso.

Leo Romberg an Blander.

September 1859.

„Mein Freund!

„Du wirst durch meinen Vater von meiner plötzlichen Abreise nach Pablitz benachrichtigt worden sein. Es kam mir schwer genug an, Dich ohne Händedruck und Scheidegruß verlassen zu müssen, aber die Umstände erlaubten es nicht; Montag Nachmittag kam das Telegramm, welches

den Vater an das Krankenbett der verwitweten Baronin Klinkör rief, und da er wegen dringender Geschäfte dem Rufe nicht folgen konnte, fuhr ich eine Stunde später mit dem Schnellzuge von Wien ab, in N. . . . erwartete mich der freiherrliche Wagen, und noch vor Mitternacht war ich am Ziele meiner Reise.

„Die Baronin ist ernstlich krank; die große Alteration machte sie schon lange leidend, eine Verkühlung in den letzten Tagen, der ein kleiner Diätfehler vorgegangen zu sein scheint, brachte ein hitziges Fieber zum Ausbruche. Ich führe die für Dich interesselose Thatsache an, um folgen zu lassen, daß mein Aufenthalt in Pablitz noch gegen acht bis zehn Tage währen und ich Dich bis dahin entbehren werde müssen.

„Es sind jetzt sechs Tage, daß ich hier bin, und ich muß gestehen, stündlich mehr zu fühlen, wie wohl meinem zerrütteten Gemüthe diese Abwechslung thut. Manche Quälgeister, die mich zu Hause peinigten, haben es vorgezogen in der Stadt zurückzubleiben, die anderen, die mit mir die Sommerfrische genießen, scheinen durch Waldesrauschen und Vogelschlag, Hörnerklang und Trinkgesang, Quellenwispeln und Sturmesbrausen besänftigt zu sein, wenigstens verschonen sie mich in den Nachtstunden mit ihrer unbegehrten Gegenwart.

„Soll ich Dir von meiner Umgebung schreiben? Ich thue es und werde damit wieder auf einen politischen Schluß kommen.

„Ich wurde am Tage nach meiner Ankunft zur frei-

herrlichen Tafel gezogen, und hatte da reichlich Gelegenheit, näheren Einblick in die Klinkör'sche Familie zu bekommen.

„Der junge Baron August — von dem wir so oft gesprochen — wurde auf dem Rollstuhl in den Speisesaal geschoben. Sein Gesicht hat jeden Ausdruck verloren, seine blauen Augen sind matt, glanzlos und starren gespensterhaft vor sich hin. Er nahm nur durch ein leichtes Nicken mit dem Kopfe von meiner Anwesenheit Notiz, und machte, je länger ich ihn betrachtete, den Eindruck eines geistig und körperlich impotent gewordenen, jetzt vegetirenden Geschöpfes. Nach ihm trat eine junge Frau im Nonnenhabit in den Salon und nahm neben dem Verstümmelten Platz, den sie während der Tafel trotz der hinter den Stühlen aufwartenden Diener selbst bediente.

„Die Schwester Madeleine, wie sie genannt wird, ist die ehemalige Geliebte des Barons, die er unter dem Namen einer Comtesse Saint-Rouvray nach Wien brachte, dann verstieß, was sie dem Klostergelübde in die Arme trieb. Der Schloßverwalter erzählte mir mit salbungsvoller Sprache und verdrehten Augen, der Papst habe ihr selbst die Dispens von dem Ordensdienste und die Erlaubniß ertheilt, hier den Baron zu pflegen. Sie muß noch vor kurzer Zeit eine bedeutende Schönheit gewesen sein, heute kann sie keinen Anspruch darauf machen; sie ist mager, leidet wie eine Hysterische an krankhaft erhöhter Empfindlichkeit des Nervensystems, das blasse Gesicht mit den eingefallenen und fieberhaft gerötheten Wangen, den großen, dunklen und im Feuer mystischer Schwärmerei glühenden Augen, wirken geradezu abstoßend. Dazu die Heftigkeit

ihres Benehmens, das Unstäte in ihrem ganzen Wesen; wie sie jeden Augenblick das Kruzifix, das sie an einer Kette auf der Brust trug, an die Lippen drückte und Gebetformeln unverständlich murmelte, erschien sie mir wie eine Irrsinnige.

„Zwei Gesellschaftsdamen, die für ihre Hyperfrömmigkeit das Gnadenbrot genießen, und der Schloßkaplan, ein monströs dickbäuchiger Herr, bildeten die Gesellschaft.

„Mir war das beinahe eine Stunde dauernde Diner eine Qual. Der Baron verschlang stumm, was ihm die Schwester Madeleine vorlegte, die wieder Gebete murmelte. Die eine Gesellschaftsdame brüstete sich mir gegenüber mit der Erzählung ihrer Bekehrung und Convertitenthums vom Protestantismus in den Schooß der allein seligmachenden Kirche; der Schloßkaplan aß nach der Anstrengung des langen Tischgebetes für drei Personen und vergrub sich in die Geflügelschüssel.

„Endlich riß meine Geduld, ohne das Ende der Mahlzeit abzuwarten, stand ich auf, entschuldigte mich durch eine Kongestion und lief aus dem Hause, durch den Park nach dem mächtigen Eichenwald, der sich hinter Pablitz ausbreitet.

„Als ich unter den hohen Bäumen stand, deren Wipfel im Abendwind kräftig rauschten, vor mir sich ein Sonnenstrahl durch Zweige und Gebüsch auf den grüngelben Moosteppich bahnte, athmete ich hoch auf, als wär ich einer großen Gefahr entgangen. So schwül mir es im Schlosse bei den frommen Gesichtern und verzückten Augen geworden, die über bornirten Formelkram längst

den wahren Gott vergessen, so fühlte ich mich hier wieder als ein freier und denkender Mensch. Ist nicht die Natur der große und ewige Tempel der Menschheit, — der einzige, in dessen Hallen nicht der schrille Ton der Sophistik ertönt, in dem kein Spiel mit den Herzen getrieben wird, in dem es keine Verdammten und keine Seligen gibt ... wo alle Geschöpfe von der gleichen unendlichen Liebe der großen Mutter umfangen werden.

„Heute liegt die Menschheit noch in den Wehen des Zweifels, ein, zwei Jahrhunderte und die große Wiedergeburt wird vollzogen sein.

„Hier erinnere ich mich eines Wortes, das ein berühmter Mann geschrieben:

„Eines Tages wird die Gerechtigkeit zurückkehren! ... Beunruhige Dich nicht über Deinen Zweifel. Dieser Zweifel ist bereits der Glaube. ... Glaube, hoffe; das vorgeladene Recht wird seinen Regierungsantritt feiern, es wird thronen, Recht sprechen in dem Dogma und in der Welt. ... Und der Tag des Gerichtes wird die Befreiung heißen!" *)

„— — — — — Ich schritt gedankenvoll weiter.

„Ohne zu wissen wohin, ging ich dem geschlängelten Waldpfade nach, je weiter ich kam, desto freier wurde meine Brust, die stille Waldeinsamkeit ließ die Erinnerung an die ekle Gesellschaft verschwinden, das voll und rein aufgenommene Naturbild in seiner hehren Einfachheit, das träumerische, sinntiefe, leise und süße Rauschen und Wogen

*) Michelet. Histoire de la Revolution. tom I. Introd. pag. XLI. (31. janvier 1847.)

des Waldes beschlich mein Herz und wiegte mich in ein angenehmes Halbwachen.

„Der schmale Pfad schlängelte sich bergauf, der Wald wurde dichter, bildete zu beiden Seiten eine duftende Laubwand, oben in den Zweigen zwitscherten Amsel und Zeisig ihr Abendlied, und aus der Nähe drang das weich murmelnde Geplauder des Bergriesels.

„Plötzlich wurde der Wald lichter, die Axt des Fällers hatte, wie die zahlreichen Stumpfe bewiesen, hier gehaust. Ich stieg immer höher, und als ich mich umsah, lag das Schloß, rosig im Abendsonnenschein erglänzend, zu meinen Füßen.

„Das Gebell eines Hundes störte mich aus meinen Träumereien. Gleich darauf erschien eine Gestalt zwischen den Bäumen, sie trug eine Büchse über der Schulter; es war ein herrschaftlicher Jäger, ein alter, eisgrauer Mann, der grüßend auf mich zuschritt.

„Der Alte lachte, und meinte, ich hätte einen tüchtigen Spaziergang gemacht, der Rückweg würde mir wohl sauer werden.

„Ich antwortete, ich fürchte das nicht, wohl aber von der einbrechenden Nacht überrascht zu werden.

„Er frug mich hierauf schüchtern, ob ich der Arzt sei, der aus der Stadt gekommen, und bat, als ich dies bejahte, auf dem Rückwege sein jüngstes Kind anzusehen, was ich versprach.

„Es begann zu dunkeln, der Nachtthau auf die Blätter zu fallen, als wir den einsamen Pfad hinabstiegen.

„Ich frug den Alten, seit wann er im freiherrlichen Dienste und ob er wohl zufrieden sei.

„Er schüttelte das weiße Haupt.

„Als der alte Herr noch lebte," begann er, „konnte man wohl zufrieden sein, er war ein Mann von der Feder, der Alles, was Schloß und Wald betraf, in seinem Zimmer abmachte, gegen uns gütig war und sich nie um unsere Privatverhältnisse kümmerte. Jetzt, seitdem das fromme Fräulein im Nonnenkleid da ist, hat sich Vieles geändert; es ist nicht der rechte Geist im Schlosse, und wenn sie auch beten, singen und auf den Knieen liegen — ist Alles künstliche Andacht, Schein und keine Wahrheit. Das fremde Fräulein, das jetzt die Herrschaft führt, hat uns Diener zusammengerufen und erklären lassen, sie könne nur fromme, christliche Leute brauchen, und wer daher anderen Sinnes sei, möge freiwillig gehen. Zugleich wurde befohlen, Jedes müsse von nun an monatlich seinen Beichtzettel bringen, die jungen Leute wurden bedroht keinerlei Liebeshändel zu pflegen, widrigenfalls sie augenblicklich entlassen würden. ... Einige Tage später wurde vom neuen Hausregiment ein Exempel statuirt; ein junger Waldhüter lebte seit einem Jahre mit seiner Dirne, ohne kirchlich verbunden zu sein. Da erließ das fromme Fräulein den Befehl, der Waldhüter solle augenblicklich aus dem Dienste gejagt werden, und noch an demselben Tage kam der Verwalter hinaus und stieß den Armen in die Fremde. Der Bursche bat mit aufgehobenen Händen, man möge ihn noch eine Woche da lassen, sein Weib liege im Wochenbett und könne nicht fort. Da fing der Verwalter selbst zu fluchen an und ging

hinauf in's Schloß um Aufschub zu bitten; aber das fromme Fräulein war hart wie ein Stein. . . . Am Abende kam der Verwalter zum zweiten Male, diesmal von vier Knechten begleitet, und ließ die Wöchnerin aus dem Bette forttragen und an der Grenze des herrschaftlichen Waldes auf den kalten und nassen Waldboden niederlegen. . . . So hatte es das fromme Fräulein befohlen . . . ein armer Bauer in der Nachbarschaft erbarmte sich der Verstoßenen und nahm sie in sein Haus; das fromme Fräulein ging aber am folgenden Morgen zur Kommunion."

„Der Alte schwieg.

„Ich konnte ihm nicht antworten, die Mittheilung hatte mich in dem Maße empört, daß mir jeder Ausdruck fehlte, um meine Entrüstung auszudrücken.

„Diese kleine Geschichte ist ein so recht illustratives Beispiel von den vornehmen Pharisäern, die die fromme Phrase auf den Lippen, einen Mühlstein statt des Herzens in der Brust tragen, die bis in's innerste Mark verderbt wie zum Hohne den Namen jenes unendlichen Menschenfreundes im Munde führen, der da sprach: „Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst."

„Da hast Du, mein Freund, ein Beispiel von der modernisirten Feudalität, die, wenn sie auch keine Diener mehr justificiren lassen darf, immerhin, so weit ihr Arm noch reicht, von einer namenlosen Grausamkeit erfüllt ist.

„Seit einem Jahrhundert ist die Menschheit von der Idee, die Feudalität zu vernichten, erfüllt. . . . Die Idee ist das Blut der Menschheit, ihr Lebensprinzip, und strenge genommen ist die That Nebensache. Die Idee kann nie

vernichtet werden, für ihren Kampf gibt es keine Grenzen der Zeit, tausend Jahre sind ihr, wie der Gottheit, ein Tag! ... Glauben diese Frömmlinge, die kleinen Tyrannen ihrer Scholle Landes durch unnütze Grausamkeit, durch Härte und Unduldsamkeit ihre Stellung zu festigen! Oh, daß diese hochmüthigen Thoren erleuchtet würden und einsehen lernten, mit wie rapiden Schritten ihre Herrschaft dem Ende entgegengeht.

„Statt sich mit der Demokratie zu alliiren und einen wirksamen Damm gegen das Bonzenthum des Geldes zu bauen, stoßen sie ihre letzten Freunde von sich ... heute schon ist der Adel arm, er hat in dreißig Jahren ein Drittel seines Grundbesitzes verloren, in Deutschland, Frankreich und England verringert sich von Jahr zu Jahr sein Besitz, alte Stammgüter gehen in die Hände von Börsenjobbers, die Geldmäkler und Banquiers spekuliren in Gütern und benützen die zerrütteten Verhältnisse alter Geschlechter, um ihnen den ererbten Boden abzuhandeln, das Kapital bietet scheinbar helfend die Hand und erdrückt später durch kolossale Schuld- und Zinsenforderung, Aktienunternehmungen kaufen jede Scholle Landes auf — mit einem Worte die Aristokratie der Geburt wird auf allen Linien von der des Geldes nicht nur geschlagen, sondern vernichtet.

„Sollen wir uns darüber freuen? ... Ja wir sollen es, da dadurch der letzte Rest mittelalterlichen stabilen Kastenwesens gebrochen wird, wir müssen es, da dieser Ausgang des Kampfes als ein unermeßlicher Fortschritt zu begrüßen ist, denn durch ihn ist das Vordringen der

Industrie in die Landbezirke gesichert, und wird die Bevölkerung derselben, die jetzt unter dem geistigen Drucke und der Anschauung feudal hierarchischer Ueberlieferungen schmachtet, endlich der Menschheit zurückgegeben werden. *)

---

*) Ein sehr verehrter literarischer Freund, der das vorliegende Buch im Manuskripte las, meinte, die am Beginne dieses Absatzes enthaltene Andeutung einer Allianz zwischen dem Geburtsadel und der Demokratie gegen die Aristokratie des Geldes sei eine politische Unmöglichkeit, da die Feindschaft gegen den gemeinsamen Gegner der einzige parallel laufende Zug beider Parteien. — Ich glaube mit meinen allerdings allgemein gehaltenen Worten mißverstanden worden zu sein; was ich „alliiren" nannte, galt in meinen Augen das Aufgeben des Adels seiner imaginären Vorrechte und seine Assimilation mit dem dritten und vierten Stande. Ich hege indessen persönlich die Ueberzeugung, daß dieser schon so oft aufgestellte Vorschlag eine leere Hypothese bleiben wird und spreche auch nur in dem Sinne der Voraussetzung. („Statt sich mit der Demokratie zu alliiren.") — Uebrigens wird jeder politisch zurechnungsfähige Leser einsehen, daß bei dem wirklichen Zustandekommen einer solchen unnatürlichen Koalition die Demokratie leiden würde; sie ist mächtig genug, um den schwersten Kampf allein auszufechten, bedarf keinerlei Verbündeten, am wenigsten solche Menschen, die schon durch ihre Erziehung (siehe: „Oben und Unten." Roman von Maximilian Huybenß) prinzipielle Gegner des großen Dogma's der Gleichheit sind. In unseren fusionssüchtigen Zeiten mag dies Vielen hart klingen, aber es ist darum nicht minder wahr: Amboß oder Hammer sein, ein drittes gibt es nicht. Das Wort, das der Genius Kant's gesprochen: „Das Recht verwirklicht sich nur im Staate, der eine Vereinigung Vieler unter dem Vernunftrechte darstellt und auf dem Vertrage ruht, daß Alle ihre Freiheit aufgeben, um sie im rechtlichen Zustande wiederzufinden," kann nur die zwingende Nothwendigkeit zur Wahrheit machen — das „wie" lehrt die Geschichte.

Der Verfasser.

„Du siehst, mein Freund, ich habe Wort gehalten, wenn ich am Eingange meines Briefes die Befürchtung aussprach, unversehens in ein politisches Thema zu fallen.

„Ich will es gut machen und in den folgenden Zeilen nur von meiner Wenigkeit sprechen.

„Du weißt, ich ging mit gerissenem Herzen von Wien. Das unüberlegte Verhältniß mit der Baronin Rabenstein, der mir noch heute räthselhafte Schluß desselben, die harte Enttäuschung, die quälenden Vorwürfe hatten in den letzten Wochen mein Gemüth verdüstert. Ich werde aber wahrscheinlich geheilt zurückkehren — nil desperandum — der Wechsel des Aufenthaltes, die veränderte, wenn auch nicht sympathische Umgebung, besonders das herrliche Naturbild, haben mich gekräftigt und mit neuem Lebensmuthe erfüllt. Ich denke heute mit Aristoteles: alles Thun hat einen Zweck; es kann aber nicht jeder Zweck nur wieder Mittel zu einem anderen Zwecke sein; es gibt einen höchsten und letzten Zweck: unsere Glückseligkeit. Und diese will ich nach meinem Begriffe aufbauen, erringen und festhalten.

„Ein eintretender Diener unterbrach mich, als ich dieses Wort niederschrieb.

„Ich gehe zur Baronin, die mir eben sagen ließ, sie sei bereit mich zu empfangen. Ich hasse das leere Ceremoniell, das hier im Hause üblich, und lache über die heuchlerischen Thoren, die da meinen, ich sähe nicht über den hohlen Aeußerlichkeiten, wie sehr ihnen mein jüdisches Gesicht zuwider ist.

„Die Römer hatten ein Sprichwort: „vulgus amicitias utilitate probat“ *) — das konnte der römische Patrizier von den Sklaven oder Freigelassenen sagen, heute ist der Pöbel in Glacéhandschuhen eigennütziger als die Männer der Blouse. —

„Lebe wohl, mein Freund!“

Blander an Leo Romberg.

Wien.

„Lieber Leo!

„Ich habe Deinen Brief, der mir so viel Freude verursacht, in einem Augenblicke eigenthümlicher Erregung erhalten; eine Stunde bevor ihn der Postbote überbrachte, trat ein Mann in mein Zimmer und überreichte mir einen Vorladungsbefehl von der Polizeibehörde. Wie Du Dir leicht vorstellen kannst, war ich über solch' unerwartete Aufforderung im höchsten Grade erstaunt, und ich bin sehr begierig, zu erfahren, was mir morgen der unterzeichnete Beamte vortragen wird.

„Ich komme täglich zu Deinem Vater und pflege nach wie vor meine Abende bei diesem edlen Manne zuzubringen; ich muß bei dieser Gelegenheit bemerken, daß er mir seit einigen Tagen sehr zerstreut erscheint, ohne daß ich einen triftigen Grund hiefür wüßte. Einer direkten Frage, die ich zu stellen wagte, antwortete er ausweichend,

*) Der Pöbel schätzt die Freundschaft nach dem Nutzen.

und ich mußte mich wohl mit dieser Erwiederung zufrieden geben.

„Mit besonderem Vergnügen habe ich von Deinem Geständniß Kenntniß genommen, wie Du Dich erholst und nach den bitteren Erfahrungen, die endlich nur die natürliche Konsequenz einer bedauerlichen Liaison war, neu aufrichtest, und ich kann Deinem Geständnisse nur den Wunsch beifügen, Du mögest vollkommen geheilt zurückkehren.

„Auch meine Stimmung ist eine heiterere geworden, ein Versprechen — das wie vielte? — das ich von einer hochstehenden Person bezüglich meiner Kandidatur erhielt, hat dazu beigetragen. Es mag vielleicht eine neue Täuschung sein — im Augenblicke wiege ich mich in angenehmen Hoffnungen.

„Meine vielgeliebte Pauline trägt mir herzliche Grüße an Dich auf, und ersucht Dich, den alten Jäger, den sie von ihrem Aufenthalte in Pablitz gut kennt, ihre dankbare Erinnerung auszusprechen.

„Geschäfte erlauben mir es nicht, Deinen langen Brief mit eben solchem Schreiben zu erwiedern, und Du mußt Dich heute schon mit diesen wenigen Zeilen zufrieden geben.

„Mit Gruß und Handschlag Dein

Blander."

Leo Romberg hatte in seinem Briefe an Blander die Gesellschaft auf Pablitz scharf und richtig gezeichnet.

Das ehemalige Pariser Freudenmädchen, die Abenteuerin, die sich unter dem Namen einer Comtesse de Saint-Rouvray in den Taunusbädern umhertrieb, war vollständig in die Bande des leeren Mysticismus gefallen. Einen Moment brach wie ein Sonnenstrahl durch die Wolkenberge am Herbsthimmel die Erinnerung an ihre letzte Liebe hervor, es war damals, als sie den jungen Baron Klinkör unter den Verwundeten und Sterbenden im Nothspital von Mailand auflas. Der Ruf, den Atala ausstieß: „von nun an bleibe ich bei Dir im Leben und im Tode,“ klang fast wie ein Schrei unterdrückter Liebe; daß er es nicht war, wissen wir heute. In dem merkwürdig zerrissenen und doch wieder festen Charakter des abenteuerlichen Weibes hatte der Jesuitismus einen günstigen Boden gefunden; Atala bestand den Kampf zwischen Liebe und Frömmigkeit zu Gunsten der letzteren, sie wurde die aufopfernde Pflegerin des zum Krüppel geschaffenen Barons, ohne sich von den Pflichten, die ihr Kleid auflegten, zu entfernen. Derselbe Egoismus, der sie einst dazu getrieben, mit den Künsten der Coquetterie August zu umstricken und ihn zu bewegen ihr seinen Namen zu geben, lernte sie heute erkennen, daß die gleichen Mittel einen zweiten Sieg nicht erringen konnten. Der Baron, durch die entsetzlichen Verstümmlungen aller Lebenskraft beraubt, moralisch und physisch deprimirt, mußte auf anderem Wege ihre Unentbehrlichkeit fühlen lernen, und dazu war der Obscurantismus gut.

Man sieht, die Schwester Madeleine hatte ihre Lehren in der Poststraße zu Paris begriffen, und daß sie gut calculirte, bewies die nächste Zeit.

Der Baron war vom verwegenen Roué zu einer athmenden Leiche geworden. Sein durch Ausschweifungen aller Art abgezehrter Körper hatte, wie denkbar, nur wie durch ein Wunder die doppelte Amputation überstanden, der Schuß in die Brust, dessen Folge Beschwerden bei längerem Sprechen waren, trug auch dazu bei, ihn zu einem nur noch vegetirenden Geschöpfe herabzudrücken. Sein ehemals so störriger Charakter war durch die großen Körperleiden gebrochen und schlug in das Gegentheil, eine kindische Schwäche, um; die frommen Reden seiner Umgebung, die Bekehrungsversuche, die Abgeschiedenheit von der Welt und seine hilflose Lage — Alles machte ihn zu einem willenlosen Wesen.

Die Mutter des Barons war durch den großen Dienst, den Atala ihrem Sohne geleistet, derselben näher getreten und konnte sie nach dem Geschehenen nicht mehr entfernen. Dazu war die Schwester Madeleine die wirkliche Pflegerin des Verstümmelten und ihm längst unentbehrlich geworden. Obwohl die Baronin sich früher gar nicht zum Obscurantismus neigte, mußte sie doch jetzt der herrschenden Stimmung im Hause Rechnung tragen, der sie sich um so weniger entziehen konnte, als sie von dem Unglück ihres Lieblings tief gebeugt wurde.

So standen die Verhältnisse in Pablitz, als Leo dort anwesend war.

In dem Zimmer, das dem jungen Arzte zur Benützung angewiesen worden war, stand ein mächtiger altmodischer Schreibtisch, vollgepfropft mit Akten, Wirthschaftsrechnungen, alten Zeitungen und Briefen.

Eines Tages frug Leo den ihm zugewiesenen Diener, warum die Baronin die hinterlassenen Papiere ihres Gatten nicht besser verwahre, sondern unversperrt in einem Gastzimmer aufbewahre.

Der Diener antwortete, die Papiere von Wichtigkeit befänden sich im Hausarchive, was hier im Schreibtische aufgestapelt sei, wären Abfälle, wie solche schon massenhaft verbrannt worden, da der alte Baron die Gewohnheit gehabt, jedes Stückchen Papier mit bureaukratischer Gewissenhaftigkeit aufzubewahren.

Eines Tages öffnete Leo eine der unversperrten Laden, nahm einen Stoß der vor Alter gelblich gewordenen Papiere und Briefe heraus, und begann sie zu seiner Zerstreuung durchzublättern.

Das war freilich eine wenig unterhaltende Beschäftigung, aber was wollte er thun. Draußen fiel der Regen in Strömen, ein Spaziergang war unmöglich; er hatte zum Schloßkaplan um ein Buch aus der Bibliothek gesendet, dieser schickte ihm einen Band „Geschichte der Mission des Ordens Jesu am La Plata,“ geschrieben von einem spanischen Jesuiten zu Ende des vorigen Jahrhunderts, eine plumpe, mit Lügen und Entstellungen gespickte Lobhudelei.

Da war es vernünftiger alte Papiere durchzusehen.

Leo las da alle Akten, die der Baron Klinkör aus der Residenz gebracht und mitzunehmen vergessen, Briefe an die verschiedensten Personen, meist unbedeutenden Inhaltes, Aufzeichnungen über Ein- und Ausgaben u. s. w.

Er mochte schon eine halbe Stunde in den verstaubten

Papieren geblättert haben, als ihm ein kleines und unscheinbares Blatt in die Hände fiel, dessen Unterschrift „Amalie Baronesse von Rabenstein“ seine Neugierde reizte. Diese wurde noch gesteigert, als sich in dem Schreiben nach Erkundigungen um das Befinden der Klinkör'schen Familie folgender Passus befand:

„Deinem Wunsche gemäß sendete ich in den letzten „Tagen neuerdings hundert Gulden an die Rauspe als „das Kostgeld für das Kind. Du hättest gut gethan einer „anderen Person den Knaben anzuvertrauen, die Alte ist „eine verkommene und habgierige Person, die uns gewiß „noch eines Tages Verlegenheiten bereiten wird. Auf ihr „Stillschweigen ist nur so lange zu rechnen, als man ihr „den Mund mit Banknoten stopft, und ich bin gewiß, „daß sie schon längst geplaudert hätte, müßte sie Dich nicht „in Deiner Stellung fürchten. — Wir werden in dieser „Beziehung Etwas unternehmen müssen.“

Der unerwartete Fund erregte in hohem Grade die Aufmerksamkeit unseres Freundes. Wußte er doch aus dem Munde seines Freundes von dem Verbrechen, das der verstorbene Baron an der unglücklichen Therese Blander begangen, und wie seither ein geheimnißvolles Dunkel darüber geschwebt, wohin der unnatürliche Vater das Kind bringen ließ. Der zufällig gefundene Brief, der jetzt vor Leo lag, warf den ersten Lichtstrahl in die Nacht der Vermuthungen, denen man sich bisher hingegeben hatte. Bei einer Frau Namens Rauspe war also das Kind untergebracht worden — lebte es noch oder war es schon todt? Diese Frage beschäftigte Leo jetzt sehr, er bedauerte nicht

in Wien zu sein, um die nöthigen Nachforschungen sogleich einleiten zu können.

Der junge Mann barg den gefundenen Brief, der nach Umständen von außerordentlicher Wichtigkeit sein mußte, in seinem Portefeuille, und schrieb sogleich seinem Vater, ihm die geschehene Entdeckung ausführlich mittheilend.

Wir werden in der Folge davon noch mehr hören.

Siebentes Kapitel.

Motto:

Wehe den Lügnern an jenem Tage!
Geht in die Pein, die Ihr leugnetet, ein
In die schwarzen Schatten, dreifach schlagen
sie zusammen
Da ist keine Rettung aus den Flammen.
Das ist der Tag,
Wo Keiner sich zu entschuldigen vermag
Weh' den Lügnern an jenem Tag!

Koran.

In dem uns wohlbekannten Salon der Stiftsdame Baronesse Rabenstein stand ein ältlicher Herr und blickte ungeduldig nach dem Zeiger der großen Pendule.

Es lag etwas Feierliches in der Erscheinung des Gastes, sein schwarzer Anzug, dessen tadellose Reinheit sich bis auf die Handschuhe erstreckte, harmonirte vollkommen mit dem glatt rasirten Gesichte und der zierlichen Goldbrille, die die wasserblauen Augen bedeckte.

Der Harrende mochte einige Minuten in dem Salon, in den ihn ein Diener eingeführt hatte, gewartet haben,

als sich die Seitenthüre öffnete und die Stiftsdame eintrat.

Der Gast machte eine Verbeugung vor der Frau des Hauses, trat einige Schritte näher und sagte mit einer neuen Reverenz:

„Polizeirath Neustein erlaubt sich der gnädigen Baronesse seine Aufwartung zu machen.“

Die Stiftsdame erwiederte nicht ohne Befremden das Kompliment, und lud den Gast mit einer Handbewegung ein, auf dem nächsten Fauteuil Platz zu nehmen.

Sie ließ sich ihm gegenüber nieder und frug:

„Was verschafft mir die Ehre Ihrer Anwesenheit, mein Herr!“

„Meine Gnädige,“ entgegnete dieser mit einem leichten Lächeln, „ich hatte die Ehre von dem verstorbenen Baron Franz Klinkör mit dessen persönlicher Freundschaft beglückt zu werden, und das Gefühl dankbarer Erinnerung führt mich heute hieher.“

Der Polizeirath machte eine Pause.

„Fahren Sie fort, mein Herr,“ sagte die Baronesse in einem Tone, der ihre Ungeduld verrieth.

„Der Anlaß hiezu liegt in einer amtlichen Angelegenheit,“ sprach der Beamte, seine Rede aufnehmend, „und ich glaube mich Ihnen zu verbinden, wenn ich in dieser causa praeparatoria eine Privatunterredung der gesetzmäßigen Vernehmung vorangehen lasse.“

„Sie erschrecken mich, Herr Rath,“ warf die Stiftsdame unruhig ein, „was ist das für eine amtliche Angelegen-

heit, in der meine Vernehmung nothwendig sein soll? Gewiß eine Domestikengeschichte!"

„Nein, meine Gnädige . . . erlauben Sie mir, Ihnen die Sache vorzutragen. — —

„Die Polizeibehörde kam seit einer Reihe von Jahren mit einer übel beleumundeten älteren Frauensperson, Madame Rauspe, alias Goldgrün, in Konflikt. Im vergangenen Sommer fiel der Verdacht tödtlicher Mißhandlung eines Kindes auf das benannte Individuum, und nachdem die Untersuchung und das ärztliche Gutachten gesprochen wurde dieser Verdacht zur Gewißheit. Die Behörde verfolgt seit jener Zeit diese Frau Rauspe, alias Goldgrün, und erst jetzt gelang es den thätigen Bemühungen unserer Organe derselben habhaft zu werden und sie in Gewahrsam zu bringen. . . . Mein Gott, Sie werden unwohl, meine Gnädige!"

Die Baronesse war in der That wie ohnmächtig zurückgesunken, das nervöse Zittern ihrer Hände bewies die Aufregung, in die sie durch die Mittheilung des Polizeirathes versetzt wurde.

Dieser stand auf und sagte:

„Ich werde Ihre Dienerschaft herbeirufen . . . Sie scheinen der Ruhe zu bedürfen."

„Sprechen Sie weiter, Herr Polizeirath . . . ich leide an Kongestionen gegen das Herz . . . es ist wieder vorüber. . . ."

„Wenn Sie es wünschen, werde ich fortfahren. . . . Besagte Madame Rauspe, alias Goldgrün, hat nun zu Protokoll gegeben und eidlich bekräftigt, daß das von ihr

zu Tode mißhandelte Kind, ein neunjähriger Knabe, ihr im Jahre 1851 von Ihnen, gnädige Comtesse, zur Auferziehung übergeben worden wäre, daß Sie ihr in vierteljährigen Raten ein Kostgeld von dreihundert Gulden per Jahr zusagten und wirklich bezahlten, und daß Sie sich gelegentlich dieser Geldübergabe äußerten, es wäre wenig Schade, wenn das Kind sterben würde, und die Rauspe dadurch indirekt zu einer schlechten Behandlung desselben ermunterten. . . . So viel ist das Geständniß der Verhafteten. Als Beamter, der sich die Erfahrungen einer langjährigen Praxis zu Nutzen gemacht, gebe ich mich keiner Täuschung darüber hin, daß die Rauspe gelogen und nach Art solcher Individuen ihre Schuld auf fremde Achseln zu bürden bemüht ist. Es ist daher ihrer Aussage nicht unbedingte Glaubwürdigkeit zuzuschreiben. Hingegen darf ich nicht verschweigen, daß ohne triftige Ursache die Verhörte kaum in der Lage war, so bestimmt gegen eine außer ihrem Kreise stehende Person Anklagen zu formuliren. Die erhalten dadurch ein besonderes Relief, als man in aristokratischen Häusern zu aller Zeit wenig skrupulös war, die Folgen einer unüberlegten Stunde vor den Augen der Welt zu verbergen. — Dies ist natürlich nur meine persönliche Meinung."

Die Stiftsdame fuhr mit dem Taschentuche über die erhitzte Stirne und erwiederte:

„Mein Herr Rath, ich muß Ihnen nach diesen sachlichen Mittheilungen vorerst meinen innigen Dank aussprechen, daß Sie mich durch diesen Besuch von dem Vorgefallenen in Kenntniß gesetzt haben. . . . Was die Angaben

der Rauspe betrifft, so sind sie ein Gewebe von niedrigen Lügen und Verleumdungen. Hören Sie, ich will Ihrem Vertrauen durch Offenheit entgegenkommen und die Geschichte meines Zusammentreffens mit dieser verworfenen Person nachfolgend erzählen.

„Im Jahre 1848 befand sich ein junges Mädchen, Therese Blander, im Hause meines Schwagers, des Staatsrathes Baron Klinkör, in der Stellung einer Gouvernante des August. Diese Therese wurde die Maitresse des Verstorbenen, und die Frucht des Umganges, ein Kind männlichen Geschlechtes, blieb bei der Mutter, die, wie denkbar, schon lange vor der Geburt desselben das freiherrliche Haus verließ. Ihr Bruder, ein berüchtigter Demagoge, war über das Verhältniß im höchsten Grade aufgebracht, und ließ sich in seinem Hasse gegen die Aristokratie verleiten, das Gerücht auszusprengen und in Blättern zu verbreiten, der Staatsrath hätte seine Schwester gewaltsam entehrt und unter dem Verdachte eines gemeinen Verbrechens aus dem Hause gestoßen. Diese Verleumdung wurde bald zum Gespräch der Residenz, und wir waren um so hilfloser dagegen, als man unter den wüsten Orgien der Revolution nicht wagen durfte, den Schuldigen zur Verantwortung zu ziehen. Die Oktobertage kamen, nach dem verzweifelten Kampfe in Wien war die Umsturzpartei vernichtet, ihre Glieder flüchteten sich in das Ausland, darunter der Student Blander, der nach Frankreich entkam. Wir hofften nun der unangenehmen Sache ledig zu sein, doch leider war die Therese Blander nicht von dem Geiste der Mäßigung erfüllt; sie verlangte von dem Baron

Befriedigung ungemessener Geldforderungen und drohte den Weg der Klage einzuschlagen. Da ermannte sich mein Schwager und nahm der Thörin das Kind weg, um es auf eigene Kosten erziehen zu lassen, nachdem er eine Familie gefunden, in welcher das kleine Geschöpf passende Unterkunft und gute Pflege erhielt. . . . Mehrere Jahre verstrichen, Therese Blander war gestorben, Verhältnisse, die ich hier nicht näher berühren kann, machten es uns zur Pflicht den Knaben aus dem erwähnten Hause zu nehmen und seine fernere Erziehung der uns bestens empfohlenen Madame Rauspe zu übertragen. Wir bezahlten an dieselbe ein Kostgeld und ließen es außerdem an besonderen Gratifikationen nicht fehlen, so daß für das materielle Wohl des Kindes von unserer Seite nach Möglichkeit gesorgt war. Weiter kann ich nichts mittheilen . . . vergangenen Sommer kam die Rauspe eines Tages und brachte die unerwartete Nachricht von dem Tode des Kindes, entfernte sich hierauf, war nicht mehr in Wien zu finden und ist seither verschollen. Das ist Alles was ich weiß und sagen kann."

Der Polizeirath hielt während der Erzählung der Baronesse den Kopf gesenkt, und erhob ihn jetzt wieder, sie mit durchdringenden Blicken ansehend.

„Haben Sie, meine Gnädige, persönlich der Frau Rauspe das Kostgeld für das Kind eingehändigt," frug er nach einer Pause.

„Ja," erwiederte die Stiftsdame.

„Haben Sie der Verhafteten besonders aufgetragen, das Geld zum Besten des Kindes zu verwenden?"

„Wie kommen Sie darauf ... ich gab das Geld und kümmerte mich nicht weiter.“

„Sie haben sich auch nie um das Befinden des Knaben erkundigt?“

„Ich konnte persönlich nicht in das Logis der Rauspe hinabsteigen und besaß keinen männlichen Vertrauten, der den Gang übernommen hätte.“

Der Polizeirath schwieg, er war anscheinend tief in Gedanken versunken und schien die letzte Antwort überhört zu haben.

„Sie sind mit meiner Auskunft zufrieden, Herr Polizeirath,“ sagte die Baronesse, sich zu einem Lächeln zwingend.

Der Angeredete zog statt einer Erwiederung eine Brieftasche aus der Brust und entnahm derselben ein Päckchen zusammengelegter Papiere.

„Hier sind vierundzwanzig Recepisse,“ sprach er merklich kühl, die mit eben so viel Geldsendungen aus Berlin an die Rauspe einliefen. Als Absender figurirt ein Herr Ohlsturnd, nach der Meinung der Berliner Polizeibehörde, die keinen Mann solchen Namens zu eruiren vermochte, wohl eine fingirte Persönlichkeit ... Sie werden mir vielleicht darüber Auskunft zu ertheilen vermögen!“

Die Baronesse war bei dem Anblick der Recepisse sichtlich erschrocken; der Beamte hatte sie einer Lüge überwiesen, indem sie einige Minuten früher versicherte, der Rauspe persönlich das Geld übergeben zu haben. Sie faßte sich indessen schnell und erwiederte:

„Es ist wahr, ich wählte einen Umweg, der Rauspe das Geld zukommen zu lassen ... ich wollte mich nicht

durch eine Berührung mit ihr beschmutzen ... übrigens hat der Name des Absenders hier nichts zu thun, eine Freundin sendete das Geld unter diesem Pseudonym."

„Ihr Geständniß genügt, gnädige Baronesse ... der Name thut hier nichts zur Sache, ich wollte nur darüber informirt sein, ob Ihre Person mit den Geldsendungen im Zusammenhange stand. — Das weiß ich jetzt."

Die Baronesse schien davon nicht erbaut.

„Sie stellen ja ein förmliches Verhör mit mir an, Herr Polizeirath," sagte sie im pikirten Tone.

„Ein Verhör! ... nein, meine Gnädige, diesen Namen verdient unsere Unterredung nicht ... ich sondire nur, ob ein Verhör überhaupt nothwendig, und ich glaube, Ihnen damit eine Gefälligkeit zu erweisen. Die Verhaftete wird an die Strafbehörde abgeliefert werden, und ich bin darüber kaum im Zweifel, daß Sie die Konversation unter vier Augen in Ihrem Salon einer Verhandlung vor den Schranken des Gerichtes und der Oeffentlichkeit vorziehen. ... Setzen wir also die Unterredung fort. ... Sie behaupten, der Verhafteten nie besonders aufgetragen zu haben, das Geld zum Besten des Knaben zu verwenden, äußerte sie sich vielleicht im gegentheiligen Sinne?"

Die Stiftsdame, die während der Rede des Polizeirathes, die nichts an Deutlichkeit zu wünschen übrig ließ, abwechselnd blaß und roth geworden, erwiederte heftig:

„Ich fühle aus Ihren Worten, mein Herr, daß Sie den Verdacht hegen, ich hätte der verworfenen Person das Geld mehr zu dem Zwecke gegeben, das Kind umzubringen, als zu erhalten ... wie können Sie bei meinem

gesellschaftlichen Range und meiner Stellung so denken? ... mich persönlich ging ja das kleine Geschöpf gar nichts an, es war eine reine Gefälligkeitssache des Schwagers willen, dem ich die lästigen Folgen einer unüberlegten That von den Schultern nahm. Es geschah von mir nur aus Rücksicht, um das Familienglück meiner Schwester nicht zu trüben ... hätte ich je gedacht, welche schmutzige Geschichten da entstehen würden, keine Macht der Erde hätte mich dazu zwingen können, was ich so des Mitleids willen that."

„Wie kam es nun, daß Sie die Rauspe nach dem Tode des Knaben wiederholt mit größeren Summen beschenkten und diese Person nach ihrem eigenen Geständnisse Ihnen durch Drohungen bezüglich des Ablebens des Kindes Geld erpressen konnte?"

„Eine Schwachheit, eine lächerliche Schwachheit von meiner Seite ... ich hatte nichts zu fürchten, nur der Eklat, wenn die Sache in die Oeffentlichkeit dringen würde, schien mir unnütz, und um ihm vorzubeugen, ließ ich mich herbei mehr zu geben als gut war."

„Meine Gnädige, was Sie da sagen erscheint mir vollkommen glaubwürdig und stimmt mit den Aussagen einer dritten Person und einem Schreiben von Ihrer Hand aus früheren Jahren überein."

„Ich verstehe nicht? ..."

„Gestern hatte ich eine Unterredung mit Herrn Blander, dem Bruder der Therese Blander, welche mit dem verstorbenen Baron Franz Klinkör in dem Verhältnisse stand, dessen Folgen wir kennen. Die Aussagen des jungen

Mannes über die Art und Weise, wie der Baron gegen seine Schwester verfuhr und wie man ihr den Knaben abnahm, lauten wesentlich verschieden von den Mittheilungen aus Ihrem Munde; auf die Ergründung, auf wessen Seite die Wahrheit steht, kann ich mich nicht im Augenblicke vorbereiten; es würde auch unnütz sein. Genug damit, Herr Blander befindet sich im Besitze eines Schreibens von Ihrer Hand aus Wien ddo. August 1857 an Ihren Schwager, der sich damals auf seinem Landsitze Pablitz befand. In demselben wird von hundert Gulden für die Rauspe bestimmt gesprochen und erwähnt, wie unzuverlässig ihr Stillschweigen sei. Zu derselben Zeit wendete sich Herr Blander, damals noch Exilirter, aus Paris an Ihren Herrn Schwager und bat ihn dringend um Nachrichten wegen des Knaben; er soll sich auch erbeten haben, denselben zu sich zu nehmen. Der Baron sendete durch eine dritte Person einen fingirten Todtenschein an Herrn Blander, und der beigelegte Brief enthielt das Ersuchen, ihn mit fernerer Korrespondenz nicht zu belästigen. Dieses Schreiben dünkt der Behörde, nach dem abgegebenen Urtheile Sachverständiger, als von Ihrer Hand geschrieben."

Die Stiftsdame erhob sich mit bleichem Gesichte von dem Fauteuil.

Ehe sie noch antworten konnte, trat ein Diener in das Zimmer und meldete einen Herrn, welcher sie dringend zu sprechen wünsche.

„Später . . . morgen . . ." entgegnete unwirsch über die Unterbrechung die Stiftsdame.

Da erschien zwischen der Thüre der Fremde, der nicht die Erlaubniß, einzutreten, abgewartet hatte.

„Wer sind Sie?“ rief die Baronesse in unzweideutigem Tone der Entrüstung.

Der seltsame Gast trat näher, das volle Licht fiel auf sein bleiches und erregtes Antlitz; nachdem er die Stiftsdame einen Moment mit den Blicken tiefster Verachtung gemessen, sprach er mit sonorer Stimme:

„Ich heiße Blander!“

Die Baronesse stieß einen leichten Schrei aus und trat zurück.

Der Polizeirath ging dem jungen Manne entgegen.

„Ah, Herr Rath,“ sagte dieser, „wir treffen uns heute bei der Dame, von der wir gestern so viel gesprochen. ... Ich komme, um den Namen einer Todten von unverdientem Vorwurfe zu reinigen.“

Er trat einige Schritte auf die Baronesse zu.

„Gnädige Frau,“ begann er mit erhobener Stimme, „Ihre Familie hat meine Schwester unglücklich gemacht und getödtet — doch darüber zu reden bin ich nicht hieher gekommen. Neben dem Unglück und der Schande hat Ihr verstorbener steinherziger Schwager auch den Schatten des Verbrechens auf die Arme zu werfen gesucht, er hat sie verdächtigt ihm ein Juwel entwendet zu haben, sie, die Unschuldige, moralisch mißhandelt. Das sollen Sie mir heute abbüßen, Sie müssen das Zeugniß geben, daß Therese unschuldig, daß der angebliche Diebstahl eine Finte war, um sie aus dem Hause zu entfernen. Die Ehre der Todten fordert diese Erklärung und Sie werden sie geben!“

Die Stiftsdame verhüllte das Gesicht mit beiden Händen.

„Sprechen Sie!“

„Wenn Ihnen mein Wort genügt,“ begann sie mit zitternder Stimme, „so war Therese unschuldig ... der Baron hat, was er an ihr verbrochen, bitter bereut!“

„Herr Rath, Sie sind Zeuge dieser Rechtfertigung einer Todten ... ich war dies der Armen schuldig, an deren Andenken ich keinen Makel dulden darf, die Erinnerungen, sie sollen so rein sein wie ihr Leben.“

Dann wendete sich Blander nochmals gegen die Baronesse:

„Ich habe hier nichts mehr zu suchen ... was Sie und der Baron an dem Kinde gethan haben, möge Ihnen der Himmel verzeihen — ich kann es nicht.“

Die Aeußerung Professor Rombergs über den Gesundheitszustand Lenola's hatte einen ungewöhnlichen Eindruck auf Bibern hervorgebracht. Da an eine gütliche Ausgleichung nicht zu denken war, so hatte er sich schon längst mit dem Gedanken gewaltsamer Selbsthilfe vertraut gemacht und einen Plan, ihn zur Ausführung zu bringen, entworfen. Der alte Geist erwachte in dem von maßlosem Hochmuth und gleicher Selbstsucht erfüllten Manne, der ihn einst zu der That trieb, deren Mitwisser Lenola geworden. Wie damals, wog und berechnete er auch heute alle Chancen der Möglichkeit des Gelingens und Miß-

lingens, bereitete sorgfältig bis in die kleinsten Details seine Handlungen vor, um für jeden möglichen Ausgang vorbereitet zu sein.

Welcher Art dieser Plan war, werden wir in der nächsten Folge erfahren, und wir können nur voraus-schicken, daß auf Alles Rücksicht genommen war, ausschließ-lich jener rächenden Hand der Vorsehung, die, Zeuge des Verbrechens, dafür sorgt, daß alle Vorsichtsmaßregeln, die menschliche Berechnung ersinnen kann, zum Siege des Rechtes zu Schanden werden.

Die elegante Equipage des reichen Bibern hielt vor dem Hotel N. . . ., in welchem Mr. John Wallace noch immer wohnte. Nur war eine kleine Veränderung ein-getreten, der Abenteurer aus Amerika hatte sein Logis gewechselt, er war aus dem bescheidenen Zimmer des letz-ten Stockwerkes in die prächtigen Salons der belle étage gezogen, lebte und speiste dort wie ein großer Herr. Die Dienerschaft hatte auch seither ihre Meinung über den seltsamen Passagier geändert, man munkelte von einer unermeßlichen Erbschaft, die der Fremde hier behoben, und der Respekt vor dem plötzlichen Reichthume manifestirte sich durch die tiefsten Bücklinge und die devotesten Redens-arten.

Der Millionär hatte sich, wie wir wissen, entschließen müssen, dem unerwünschten Jugendbekannten eine große Summe Geldes zu überliefern, und in der Art und Weise, wie dieser nun lebte, war ersichtlich, daß er noch mehrere gleiche Sendungen erwartete.

Bibern trat auch nicht so aufgeregt und angsterfüllt

wie bei seinem ersten Besuche in das Zimmer Wallace's, er war anscheinend heiter, in fast jovialer Stimmung, und nur ein sehr scharfsichtiger Beobachter hätte bemerkt, daß in seinen Augen hinter der Maske der Freundlichkeit der Ausdruck unterdrückter Rachegier lag.

Er fand Wallace in dem luxuriös ausgestatteten Salon auf dem Damast-Divan ruhend, Zeitungen durchblätternd und aus einem kostbaren Tschibuk schmauchend.

Neben dem Ruhenden stand eine Kristallflasche mit Mandelmilch, von der die Hälfte ausgeleert war.

Rembergs Ermahnungen hatten gewirkt, Lenola hatte den Brandy zur Seite gestellt, er wollte ja jetzt leben und den Reichthum genießen.

„Guten Morgen, Bibern," rief Wallace dem Eintretenden entgegen, „ich freue mich Dich zu sehen ... Du hast Geld geschickt, das war schön ... was führt Dich zu mir? ... what is the news?"

„Willkommen, Wallace," entgegnete Bibern, einen vertraulichen Ton anschlagend, „es geht besser, wie ich sehe, das freut mich recht herzlich ..."

„Alter Junge, Du sprichst heute ganz anders als das letztemal ... setze Dich zu mir und laß' uns plaudern."

Bibern folgte der Einladung und ließ sich nieder.

„Ich muß Dir gestehen, John," begann er nach einer kurzen Pause, „daß ich mir überlegt habe unsere Differenzen auf gütlichem Wege auszugleichen. Du hast Geld bekommen und sollst in der Folge noch mehr, so viel als Du brauchst, erhalten, und in Deinen alten Tagen nicht mehr über Noth und Mangel zu klagen haben."

„Be it, das laß' ich mir gefallen . . . habe lange genug mit dem Gesindel um ein paar lumpige Dollars herumgestritten, will heute als reicher Mann leben . . . Du hast genug für uns Beide . . .“

„Gewiß,“ erwiederte Bibern, sich zu einem Lachen zwingend.

Dann fuhr er fort:

„John, ich habe Dir einen Vorschlag zu machen . . . nenne offen die Summe, die ich Dir geben muß, daß Du Dich dazu verstehst nach Amerika zurückzukehren, und zu versprechen, nicht mehr hieher zurückzukommen.“

Das Gesicht des Angeredeten verfinsterte sich.

„Goddam, ich glaubte Du hättest darauf vergessen, mich fortschaffen zu wollen! . . . ich kann auf Deinen Vorschlag nicht eingehen. Ich will nicht mehr nach dem Westen zurück und brächte ich auch so viel mit, um den Millionenmann zu spielen. Jeder Rowdie kennt mich als Hallunke und würde nur meinen, ich hätte am Kontinent mein Geld zusammengestohlen. . . . Es macht mir kein Vergnügen mehr unter solcher Gesellschaft zu leben. Ich will hier bleiben, wo mich Niemand kennt und ich wie ein anständiger Gentleman mein Geld ausgeben kann . . . sprich nicht mehr davon, William!“

Wallace wendete sich bei diesen letzten Worten von Bibern ab, aus dessen Augen Blicke stillen Grimmes blitzten.

Der Millionär beherrschte sich aber diesmal gegen seine Gewohnheit; er stand schweigend auf, trat an das Fenster und blickte einige Minuten, in Gedanken ver-

sunken, auf den Strom von Wagen und Fußgängern, der sich unten auf dem Trottoir der inneren Stadt zuwälzte.

Er überlegte.

Plötzlich wandte er sich um und schritt auf Wallace zu, der, ohne ihm sonderliche Aufmerksamkeit zu schenken, mit mächtigen Zügen Wolken des wohlriechenden Tabaks aus seinem Tschibuk blies.

„John,“ begann Bibern neuerdings, „nehme mir nicht übel, was ich vorhin gesprochen . . . es war eine Idee, nichts weiter als eine Idee. Du willst hier bleiben und gesund werden, ich finde das ganz natürlich und werde thun was in meinen Kräften steht, Dir das Leben angenehm zu machen. Aber ich fordere einen Gegendienst, er ist sehr leicht zu erfüllen, denn er besteht in unverbrüchlichem Schweigen über das, was zwischen uns vor Jahren vorgefallen . . . Da wirst Du doch zustimmen.“

„Goddam, kein Mensch soll mir ein Wort entlocken.“

„Du hast doch nicht schon geschwätzt?“

„Wie . . . ich lebe ja wie ein Maulwurf und sehe keinen vernünftigen Menschen außer Dir und dem Doktor!“

„Diesen meine ich besonders! . . . Romberg weiß also keine Silbe?“

Wallace schwieg einen Augenblick, dann sagte er trocken:

„Nichts . . . gar nichts! was geht er mich auch an. Ich zahle ihn, weiter hat er sich um mich nicht zu kümmern.“

Bibern schien von dieser Erklärung zufrieden, er athmete hoch auf.

„John,“ sagte er, „der Zweck meines Besuches war

nicht über unser Verhältniß zu sprechen, was ich sagte war nur eine hingeworfene Aeußerung ... ich bin gekommen Dich zu einem Familienfeste zu laden, am 20. Oktober findet meine Hochzeit statt, und ich wünschte wohl Dich dabei als Gast zu sehen."

„Topp, alter Junge, ich schlage ein ... es wird gewiß recht lustig dabei hergehen, Champagner in Strömen fließen, kurz eine Hochzeit sein, wie sie sich für einen reichen Mann schickt."

„Ich hoffe," antwortete Bibern zerstreut.

Ein kurzes Pochen an der Thüre unterbrach die Unterredung.

Professor Romberg trat ein.

„Willkommen, Doktor," rief ihm Wallace zu und streckte dem Eingetretenen die Rechte entgegen.

Bibern grüßte kalt und war augenscheinlich von dem Erscheinen des Professors nicht angenehm berührt.

Er zog den Chronometer hervor, ließ das Schlagwerk spielen und sagte dann, nach dem Hut greifend:

„Der Vormittag ist rasch vergangen ... ich muß auf die Börse ... Du entschuldigst mich wohl, John."

Hierauf wechselte er einige Worte mit Romberg und verließ das Zimmer.

Der Professor, dem die auffallende Kühle nicht entgangen, mit der ihn der Millionär behandelt, wandte sich an Lenola und sagte lächelnd:

„Ich kam Bibern offenbar ungelegen ... was unterhandelten Sie?"

„Er lud mich zu seiner Hochzeit ein ... sagen Sie,

was fällt dem Manne ein zu heiraten? . . . wer ist die Braut, kennen Sie sie?“

„Ich habe das Mädchen oberflächlich gesehen . . . es ist die Tochter des Kassiers Goldberg im Wallenthal'schen Bankhause.“

Damit endete das Gespräch über Bibern.

Auf Flügeln, schneller als der elektrische Funke, der in Sekunden tausende von Meilen durchblitzt, auf denen der Phantasie, führen wir den Leser aus dem freundlichen Wien an die Ufer der Seine, inmitten die riesige Weltstadt, des modernen Babylon.

Die Exzellenzfrau Rabenstein hatte, wie wir wissen, nach dem gestörten tête-à-tête Wien verlassen und war nach Paris geeilt. Die coquette Frau war durch die entschiedene Weigerung Leo's, sie zu begleiten, tief gekränkt worden, sie mußte einsehen, daß der junge Mann lange nicht so in ihren Ketten lag wie sie es gewünscht und gehofft hatte. Das zufällige Zusammentreffen mit dem Baron Brand, der die Fortführung des Verhältnisses in Wien illusorisch machte, löste dasselbe zugleich mit der Weigerung Leo's auf, und Isabella selbst konnte sich dieser Thatsache nicht verschließen, sondern gab ihr durch ihre Abreise, ohne ein Wort oder eine Zeile an den Geliebten zurückzulassen, drastischen Ausdruck.

Leo hingegen war durch diese Rücksichtslosigkeit tief verletzt, und dazu kam, daß er durch das Erscheinen des

Baron Brand an der Treue und Festigkeit der Liebesschwüre der Baronin zu zweifeln begann. Er wußte nicht den wahren Sachverhalt, daß nur der Zufall den jungen Offizier, der einen Stock höher hätte steigen sollen, zu dem Rendezvous geführt, sondern glaubte, Isabella hätte neben ihn noch einen anderen Mann begünstigt und durch eine Irrung seien Beide zusammengetroffen.

Diese Vermuthungen blieben Vermuthungen und änderten nichts an der wohlthätigen Thatsache, daß die Baronin die Residenz verlassen und Leo sich alle Mühe gab, die Erinnerung an sie aus seiner Seele zu verbannen. Diese rasche und unerwartete Lösung, welche der Gunst der Umstände zu verdanken war, mochte das Beste sein und ersparte dem jungen Arzte manche bittere Enttäuschung, die bei längerer Dauer des Verhältnisses unausbleiblich gewesen wäre.

Die Exzellenzfrau fand es in Paris für angezeigt, ihren früheren Witwentitel anzunehmen, sie nannte sich wieder von Gullenberg, und da sie wohlhabend, schön und abenteuersüchtig war, junge Witwen in Paris stets in der Mode sind, so ging sie mit Sicherheit einem lustigen Leben entgegen.

Ist doch die Seinestadt das Eldorado der galanten Weiber! . . . In anderen Ländern und Städten ist man bisweilen so gemein spießbürgerlich, über ihre Aventurien, Frechheiten und Ausschweifungen die Stimme zu erheben — dort findet man das interessant, und seitdem der Dezembermann auf dem Throne sitzt, ist auch Alles geschehen, um

die ehemalige Revolutionsstadt aller europäischen Metzen und Lustdirnen zu machen.

Die entarteten Weiber werden dort nicht nur von der eleganten Gesellschaft bewundert, auch von der femme honnéte beneidet, und überdies wird ihr Ruhm von einem mit Unzucht spekulirenden Literatenpack in die Welt posaunt. Die Pariser Gesellschaft geht rasch dem völligen Marasmus entgegen, die wichtigste Basis des Staates, die Familie, ist in unglaublicher Deroute. Untreue, Feilheit und Täuschung sind gangbare Münze bei Männern und Frauen, der Ehebruch ein alltägliches, ja nothwendiges Ereigniß, eheliche Treue ein Phantom im Hirne einiger Moralisten, die Liebe eine Geldangelegenheit, jede auf Tugenden begründete Werthschätzung baarer Unsinn, da der ärgste Gauner, wenn er genug Geld besitzt um sich elegant zu kleiden und eine Maitresse zu bezahlen, für einen homme du mond gilt. Dagegen ist das, was bei den übrigen Völkern für ein geduldetes und verabscheuungswürdiges Uebel gilt, die Prostitution, zum Kultus erhoben worden, und die Männer aller Stände — mit Ausnahme der Arbeiter — erschöpfen sich in unzüchtigen Lüsten und einer bodenlosen Liederlichkeit, dem Moloch des Lorettenthums Gut, Blut, Ehre und Familie zu opfern.

Das war die Welt, in die sich Isabella lebens- und liebeslustig warf, in der sie bald Befriedigung finden sollte.

Der schönen und üppigen Frau fehlte es nicht an Anbetern, sie besaß schon in den ersten Wochen einen und später mehrere Freunde, und hatte bald das Geheimniß

weg, wie es zu machen sei, mehreren Männern zugleich nichts zu versagen.

Eines Abends saß Isabella mit dem Kavalier ihres Herzens in einer Loge des Théâtre Italien; man gab „L'Italiana in Algeri," Rossini's liebliche Oper; der berühmte Tenor Bussi sang unter enthusiastischem Beifall den Lindoro. Im Zwischenakte ließ unsere Heldin das Auge über das Parterre schweifen, als sie plötzlich eines sehr elegant gekleideten Herrn ansichtig wurde, dessen Anblick ihre Pulse rascher schlagen machte. In demselben Augenblicke traf auch der Blick des Fremden ihr Antlitz, und sie glaubte ein leichtes Lächeln auf seinem Gesichte wahrzunehmen.

Da grüßte ihr Begleiter den räthselhaften Unbekannten, dessen Anblick sie so erschreckt hatte.

Er grüßte zuvorkommend zurück.

„Wer ist der Herr, mit dem Sie so eben Grüße wechselten," frug Isabella mit zitternder Stimme ihren Nachbar.

„Ich kenne ihn schon lange," erwiederte dieser nachlässig, „er ist ein interessanter Mensch, ein italienischer Patriot, der lange politisch verfolgt wurde: der Graf Russini."

Isabella schwieg.

Sie erinnerte sich jener Nacht, wo der verhängnißvolle Irrthum stattfand und ihr Kammermädchen statt den Attaché Calaparini einen Fremden in ihr Boudoir brachte, wie sie zu spät die Verwechslung entdeckte, sich durch eine Dosis Narkotikum den unfreiwilligen Liebhaber vom Halse

schaffte und thörichter Weise zwei Briefe aus dessen Brieftasche zurückbehielt, die ihr später so bittere Kümmerniß machen sollten.

Wir brauchen wohl nicht hinzuzusetzen, daß der Fremde eine und dieselbe Person mit Cäsaro Altrori ist.

Der Agent des jungen Italiens hielt sich zur Zeit unter dem Namen eines Comte Russini in Paris auf.

Während des nächsten Zwischenaktes trat Altrori in die Loge seines Freundes René Quesmille, denn dieser war der gegenwärtige Verehrer der Frau von Gullenberg.

René stellte den Pseudografen vor.

Es entspann sich ein oberflächliches Gespräch, das keinen anderen Erfolg hatte, als die Vermuthung Isabellens zur vollen Gewißheit zu steigern.

Am folgenden Tage traf Altrori die Beiden im Bois de Boulogne und schloß sich ihnen an.

Wenige Tage später machte der Italiener der schönen Witwe seinen Besuch.

Nach einleitenden Worten brachte Isabella eine kleine Schmeichelei auf die Italiener, und schloß damit, sie wüßte nur von einem Manne dieses Volkes, über den sie zu klagen Ursache hätte.

Es war dies eine direkte Herausforderung, welche Altrori rasch verstand. Er frug um den Namen dieses Unglücklichen, der sich die Gnade der schönen Frau verscherzt.

„Luigi Susini.“

Es war der Name, unter dem Altrori seinerzeit durch Wien gereist.

„Ich glaube, Madame," erwiederte der Italiener gewandt, „der Mann steht vor Ihnen."

Frau von Gullenberg drückte das kleine Taschentuch von Alencanspitzen vor das schamgeröthete Antlitz.

Damit endete der erste Besuch Altrori's.

Isabella schwankte; der Italiener bewarb sich offen um ihre Gunst, in der er allein Vergebung für sein unfreiwilliges Verbrechen zu finden angab.

Frau von Gullenberg deklamirte ihren Stammbuchvers:

„Die Fluth der Zeit wogt stürmisch auf und nieder
„Und treibt des Lebens Schiff von Ort zu Ort,
„Bald geht es tief, bald hebt's die Welle wieder,
„Ein kurzer Halt — und weiter segelt's fort.
„Oft winkt ganz nah' der Hafen ihm zum Rasten,
„Da faßt's die Brandung, Klippen starren jäh,
„Vom sicheren Port treibt's mit gebrochenen Masten,
„Verschlagen wieder auf die off'ne See."

Aber trotz des lyrischen Zuckerwassers waren die Aktien des Herrn Cäsaro Altrori bedeutend im Steigen.

Er siegte. — — — —

Man sieht, Isabella fand sich leicht in die Lebensanschauungen der haute coquetterie, die heute ganz Paris beherrscht, von den ersten Salons bis zu den Bällen außerhalb der Barrièren.

Einige Monate dauerte das Liebesgirren, dann flog ein nur dem Eingeweihten verständlicher Ruf nach Paris, und riß den Sohn des jungen Italiens aus weichen Liebesarmen. Eines Abends war er verschwunden, nichts hinterlassend als ein Schreiben voll zärtlicher Betheuerungen

und einer am Schlusse angefügten prosaischen Bemerkung, Geschäfte dringender Art nöthigten ihn abzureisen. — Vielleicht stand er wenige Tage später unter anderem Namen an irgend einem Punkte der italienischen Halbinsel. Ora et sempre. —

Isabella tröstete sich, wie jede Pariserin an ihrer Stelle, über diesen Verlust.

Eines Tages sah man sie an der Seite eines neuen Adorateurs durch das Bois kutschiren.

Sie sind unersättlich in der Liebe diese — um mit Dumas zu sprechen — „schönen Pfirsiche mit dem dunklen Fleck.“

Achtes Kapitel.

Motto:

Si quelqu'un même en captivité, il ira luimême en captivité; si quelqu'un tue avec l'épée, il faut qu'il périsse lui même par l'épée: c'est ici qu'est la patience et la foi des saints.

Apocalypse XIII. 10. *)

Eine Stunde von der Residenzstadt Wien erhebt sich inmitten eines armen Fabriksdorfes ein mächtiges Gebäude, die Garnspinnerei des Herrn Bibern.

Es ist der Morgen des 20. Oktober, heute soll die Hochzeit des Millionärs mit der Tochter des „armen" Kassiers Goldberg stattfinden, die einigen Kreisen der Residenz so viel Stoff zur Konversation gab.

---

*) So Jemand in das Gefängniß führet, der wird in das Gefängniß gehen, so Jemand mit dem Schwerte tödtet, der muß mit dem Schwerte getödtet werden. Hier ist die Geduld und der Glaube der Heiligen.

Offenbarung 13. Kap., V. 10.

Wer vor das umfangreiche Fabriksgebäude trat, mochte schwerlich errathen, welchen festlichen Tag der Besitzer desselben heute feiere; der hohe Schlot dampfte wie gewöhnlich, aus den vergitterten Fenstern drang das monotone Geräusch der ächzenden Dampfmaschine und der schwirrenden Spindeln.

An der Rückseite des Hauses im ersten Stockwerke befinden sich die Komptoirs und die Privatwohnung des Besitzers, und dorthin führen wir den Leser.

Es ist acht Uhr Morgens.

Bibern hat schon drei Stunden gearbeitet, er sitzt noch immer vor seinen Büchern, der Hochzeitsmorgen darf keine Ausnahme machen, der trockene Geschäftsmann ist für Empfindungen, denen sich andere Menschen in solcher Stunde hingeben, nicht zugänglich.

Es schienen ihn schwere Gedanken und Pläne zu drücken, er sitzt gebückt über den Rechnungen und Journalen, doch seine Gedanken weilen abseits von den Zahlen, von Kredit und Debit.

Als die Pendule die Stunde schlug, erhob er sich, schritt zu einem Schranke und entnahm demselben eine versiegelte Bouteille. Er betrachtete sie mit eigenthümlichen Blicken und murmelte:

„Du sollst mir heute gute Dienste thun. Der dich füllte, ahnte wohl nicht, welche Hoffnungen ein Mensch an dich knüpfen wird.“

Dann stellte er sie zur Seite und warf sich in den hohen, gepolsterten Fauteuil.

„Es ist gut,“ sagte er, die Hand auf die glühende

Stirne legend, „es ist Alles gut vorbereitet. . . . Es ist eine schwere Stunde, aber es muß sein, der gegenwärtige Zustand ist unerträglich. . . . Wallace ist ein Thor, warum hat er meine Anerbietungen nicht angenommen, es wäre ihm und mir geholfen gewesen. Kennt er mich doch und weiß, daß ich vor einer raschen That nicht zurückschrecke, wenn ich weiß, es bleibt kein anderer Weg offen, mein Ziel zu erreichen. . . . Es ist fürchterlich aber nothwendig, und vor der Nothwendigkeit darf der Mensch nie beben, sei es auch sein Untergang. Ich weiß, es wird mir viele schlaflose Nächte, harte innere Kämpfe kosten, die Erinnerung an diesen Tag zu verwischen, aber es ist kein anderer Ausweg: wo das Geld nicht hilft, muß die Gewalt helfen. Was wäre ich ohne dem Septembertag und dem kalten Preath! ein armer Clerk, ein Bettler, der von fremder Gnade lebt, was bin ich heute! . . . Das Schicksal ist ein ohnmächtig Ding, so lange man Kraft fühlt es zu bestimmen, läßt man die Speichen aus den Händen gleiten, sind sie nicht mehr zu erfassen. Das hab' ich in allen Phasen meines bewegten Lebens erfahren. . . . Wenn nun Wallace nicht käme, mein Plan wäre zerstört! . . . nein, er kommt, ich weiß es gewiß, mein altes Glück wird mich an diesem Tage nicht verlassen . . . nur heute soll es mir noch treu bleiben, dann ist Alles gut. . . . Es war die größte Thorheit, die ich in meinem Leben begangen habe, einen Dritten in mein Geheimniß zu ziehen. Wenn die That geschehen, wird Romberg Verdacht hegen, er wird ihn vielleicht aussprechen, aber er hat keine Beweise, er kann mich nicht belangen . . . im Nothfalle werde ich ihn

auch zu gewinnen wissen, was soll auch sein Geschrei, gegen die Macht der Thatsachen läßt sich nicht raisonniren."

Ein leises Klopfen an der Thüre unterbrach den Monolog des Millionärs.

Auf sein barsches „Herein" erschien ein Beamter des Hauses unter der Thüre und meldete, es sei eine Deputation der Arbeiter im Vorzimmer und wünsche vorgelassen zu werden.

„Ah, ich weiß was sie wollen," entgegnete Bibern zerstreut und erhob sich.

„Lassen Sie die Leute eintreten."

Wenige Augenblicke später wurden schwere Tritte vernehmbar, sechs Arbeiter in ihrer einfachen Tracht traten, geführt von dem Beamten, in das Zimmer.

Bibern trat ihnen entgegen.

„Ihr bringt mir?"

Einer der Arbeiter, ein älterer Mann mit klugem Gesichte, das im Augenblicke von einem feierlichen Ausdrucke beherrscht war, trug einen Blumenstrauß in der Hand.

Er trat vor und hielt unter öfterem Stocken eine wohlgesetzte Anrede, in welcher er dem Fabriksherrn zu seiner Hochzeit gratulirte, und am Schlusse die Bitte anbrachte, der Braut, als ihrer zukünftigen Herrin, einen Rosenstrauß überreichen zu dürfen.

Biberns hartes Antlitz nahm einen milderen Ausdruck an.

„Ich danke Euch, Leute," sagte er freundlich, „es ist schön, daß Ihr Euch am heutigen Tage meiner erinnert.

Wenn es Euch Freude macht, meiner Zukünftigen Blumen zu geben, soll es mich freuen, ich gebe meine Einwilligung dazu. ... Ihr sollt aber den heutigen Tag mit mir feiern. Um zwei Uhr wird zum Schluß geläutet, den Rest des Tages sollt Ihr lustig sein, und damit es Euch nicht an Geld dazu fehlt, soll der Werkführer Jedem einen halben Wochenlohn auszahlen ... trinkt ein Glas Wein auf meine Gesundheit und das Wohl meiner Frau."

Die Arbeiter dankten erfreut, und entfernten sich, ihren Kameraden die angenehme Nachricht von dem Gehörten zu überbringen.

Bibern war wieder allein.

Er setzte sich vor das massive Schreibpult und versuchte zu arbeiten. Die Aufregung, die ihn beherrschte, vermochte seine eiserne Natur nicht zu unterdrücken, er setzte die Feder an, um sich im nächsten Momente wieder in gedankenvollem Brüten zu ertappen.

„Es geht nicht," sagte er endlich, die Feder zur Seite legend, „es ist umsonst, ich kann heute nicht arbeiten ... zu was auch es mit so schwachem Beruhigungsmittel versuchen, es ist wirklich unnöthig von der lieben Gewohnheit so viel zu verlangen. ... Ich muß jetzt meine Jungens besuchen, sie dürfen keine Ahnung haben, was in einigen Stunden los sein wird."

Er stand auf, schritt zum Schranke und entnahm demselben die versiegelte Bouteille, von der er schon früher gesprochen, daß sie ihm am heutigen Tage gute Dienste leisten werde.

Bibern steckte die Flasche unter seinen Rock und verließ das Zimmer.

Er schritt durch den langen Gang des Fabriksgebäudes zur Treppenmündung und stieg dort in das Erdgeschoß hinab.

In dem offenen Vestibule welches sich unten befand, konnte man das Aechzen und Knarren der Dampfmaschinen aus nächster Nähe hören.

Ein kleiner, schmaler und schmutziger Gang führte in das Gehäuse der Maschine.

Dorthin ging der Millionär.

Wer in die gewölbte Halle trat, in die der enge Gang führte, sah vor sich das mächtige Schwungrad kreisen, von dem aus die Transmissionen in die großen Arbeitssäle liefen und die Maschine in Bewegung setzten.

Bibern blieb stehen und betrachtete mit eigenthümlichen Blicken das ungeheuere Schwungrad, das sich mit einer Schnelligkeit, daß kaum sein Umfang zu erkennen war, um die eigene Achse drehte.

Wehe dem der von diesem Rade erfaßt wird! es schleudert den Unglücklichen an die Quadern der Wölbung und zerschmettert ihn zu Brei.

Bibern sah auf die Thüre zurück, durch die er eingetreten.

Ein kleiner Riegel ließ sie, wie er mit Befriedigung bemerkte, von innen verschließen.

„Es wird gehen," murmelte Bibern, „kein Mensch wird von dem Geschehenen eine Ahnung haben, Alles wird meinen Worten Glauben schenken und meinen, Wallace

sei in die Maschine gestürzt ... es war ein köstlicher Gedanke, der mich darauf brachte, auf diesem Wege des Lästigen los zu werden ... ein Schuß, ein Hieb, ein Tropfen Gift, das sind gewöhnliche Mittel, die Anzeichen ihrer Verwendung zurücklassen und auf den Thäter führen, erfinderische Köpfe wissen sich auf anderem Wege zu helfen ... ich werde heute mit frohem Herzen in das Brautbett kommen ... Wallace kann auch zufrieden sein, er stirbt leichter als unter den Händen der Doktoren. ..."

Neben dem Schwungrade führte eine eiserne Wendeltreppe in den unteren Maschinenraum, wo sich der Kessel befand und die Feuerleute dem qualmenden Ungeheuer sein Kohlenfutter in den glühenden Rachen warfen.

In dem Augenblicke, als Bibern seinen Monolog endete, erschien auf der Treppe eine dunkle Gestalt mit rußigem Antlitz.

„Warberg!"

Der Heizer kam herauf; er war erstaunt, seinen Herrn, der nur sehr selten diesen Raum betrat, heute hier zu sehen.

„Hast Du heute den Dienst," frug Bibern.

„Ja, Herr, bis zwölf Uhr, dann werde ich abgelöst."

„Gut ... wer ist mit Dir unten?"

„Der alte Wolf."

„Höre was ich Dir sagen werde und befolge genau meine Befehle."

Der Arbeiter trat näher und fuhr mit dem Arme über sein rußgeschwärztes Gesicht, auf dem große Schweißtropfen perlten.

„Es werden heute Fremde aus der Stadt kommen,

denen ich die Fabrik zeigen werde. Ich werde sie auch hierher führen und ihnen die Maschine zeigen, doch wäre es mir lieb, wenn sie hier nicht Euere schwarzen Gesichter sähen. Du und Wolf werdet daher von eilf Uhr an im Feuerraum bleiben, und wenn Ihr was immer höret, nicht vor dem Glockenschlage Zwölf heraufkommen. Verstanden!"

„Ja, Herr."

„Außerdem könnt Ihr gut heizen, daß die Fremden die Maschine in voller Thätigkeit sehen. . . . Es ist heute mein Hochzeitstag, Ihr habt Nachmittag frei und zur Stärkung während der Vormittagsarbeit erlaube ich Euch ausnahmsweise zu trinken. Hier ist eine Flasche guten Rum's, trinkt sie zusammen auf meine Gesundheit."

Mit diesen Worten zog Bibern die versiegelte Bouteille aus der Brusttasche und reichte sie dem Arbeiter.

Dann griff er in die Tasche und reichte ihm eine Banknote.

„Da ist Geld . . . wenn Ihr den Rum nicht trinken mögt, so lasset Euch Wein oder Bier holen. . . . Nochmals, von eilf bis zwölf Uhr kommt Keiner herauf."

„Man sieht, daß der Herr Hochzeit macht," sagte der Heizer, als sich Bibern entfernt hatte. „Er, der sonst mit Keinem von uns spricht, bringt heute eine Flasche herab . . . wer hätte das gedacht!"

„Bruder," sagte sein Kamerad, „die Sache kömmt mir wunderlich vor . . . wie es auch sei, mag oben vorgehen was will, wir werden uns nicht darum kümmern und hier bleiben."

— — — — — — — — — — —

Zwei Stunden später kamen die Equipagen mit den ersten Gästen aus der Stadt.

Goldberg's Augen strahlten vor Freude, als er das mächtige Gebäude sah, in dem seine Tochter wohnen und das sie zu erben Aussicht hatte.

„Mein Kind," sagte er zu der neben ihm sitzenden Edith, „Du hast ein Glück gemacht um das Dich alle Mädchen der Residenz beneiden werden. Es ist doch ein merkwürdiges Ding um ein paar hübsche Augen ... was ein Mann durch ein Menschenleben harter Arbeit verdienen muß, erobern sie im Fluge."

Das Mädchen hatte keinen Sinn für die Wucherphilosophie des Papa; es warf unwillig die kirschrothen Lippen auf und sagte in schmollendem Tone:

„Sieh' einmal, der hohe Schornstein dampft auch heute ... Bibern hätte den armen Arbeitern doch den heutigen Tag schenken können."

„Was fällt Dir ein, Edith! ein verlorener Wochentag ist bei Bibern gleichbedeutend mit einigen tausend Gulden Verlust ..."

Die Fortsetzung des Gespräches wurde durch das Halten des Wagens unterbrochen.

Bibern stand in Salon-Toilette am Thore, umgeben von den ersten Beamten des Hauses.

Er trat galant an den Wagen, öffnete den Schlag, umarmte seinen geldgierigen Schwiegervater und hob die bebende Braut aus demselben.

Die Gesellschaft begab sich nach dem Salon, der in entsprechender Weise dekorirt war.

Man blieb nicht lange unter sich, Wagen auf Wagen brachte neue Gäste, bald war der Salon gefüllt. Alle die Gesichter, die wir an dem Verlobungstage bei Wallenthal gesehen, waren auch hier zu erblicken. Der kleine Banquier sah sehr gerührt aus, seine schlechtere Hälfte war über und über mit Diamanten behangen, in deren Facetten sich ihr vor Neid grün angelaufenes Gesicht spiegelte.

Nach einer kurzen und geräuschvollen Konversation trat auf ein Zeichen des Hausherrns tiefe Stille ein.

Ein langer Herr mit riesigen Vatermördern, zwischen denen seine Habichtsnase fast versteckt lag, ein berühmter Notar der Residenz, trat an ein mit Schriften bedecktes Tischchen und begann den Ehekontrakt vorzulesen.

Da hörten alle Anwesenden, wie Bibern im Falle seines Ablebens seinen gesammten beweglichen und unbeweglichen Besitz seiner Frau vermachte, ausgenommen den Fall, daß Leibeserben kommen sollten, wo dann die gesetzliche Bestimmung walten würde.

Als die Vermögensspecifikation verlesen wurde, bemächtigte sich abermals Goldberg's eine tiefe Rührung. Bei jeder mit so und so viel hunderttausend Gulden geschätzten Post fuhr er sich über die Augen oder rang innerlich verzückt die Hände.

Endlich war die Verlesung zu Ende.

Bibern, der unruhig und sichtlich aufgeregt gewesen, athmete hoch auf, als ein neuer Gast in den Salon trat.

Es war Wallace, der der Gesellschaft als ein bedeutender amerikanischer Industrieller vorgestellt wurde.

Der Unglückliche hatte sich besser präsentirt als Bibern

erwartet, und war von der falschen Freundlichkeit des Hausherrn entzückt. Er hatte keine Ahnung, welche Schlange sich hinter derselben verberge.

Mit dem Glockenschlage Eilf ging die kirchliche Ceremonie vor sich.

Man hatte ein Nebenzimmer in eine Kapelle verwandelt, an der nur die eine Ausstellung zu machen war, daß sie den kleinsten Theil der Anwesenden faßte.

Der Geistliche hielt eine wohlgesetzte Anrede, die durch das leise Schluchzen der Braut unterbrochen wurde. Die Ringe wurden gewechselt, Bibern umarmte seine Gemalin und die Anwesenden drängten sich, die neue Frau Bibern zu beglückwünschen.

Auf dem Programm des Tages stand für die Mittagsstunde großes Diner, und bis dahin sollten sich die Gäste in dem geräumigen Ziergarten ergehen, den Bibern hinter der Fabrik hatte anlegen lassen.

Die Anwesenden folgten der Einladung des Hausherrn, der inzwischen dem Kopulanten als Anerkennung eine goldene Tabatière überreicht hatte.

Wallace wollte sich auch hinab begeben, als ihn Bibern am Arme festhielt.

„Bleibe zurück, John,“ sagte er lachend, „ich habe Dir einige Worte zu sagen.“

Er zog ihn aus dem Gedränge zur Seite.

„Du mußt heute meine Fabrik besehen ... ich habe mir vorgenommen sie Dir zu zeigen und wollte anfangs der ganzen Gesellschaft diese Einladung machen, doch es macht zu viel Ungelegenheit. Willst Du?“

Wallace bejahte.

„Wir werden viel Kohlendunst einathmen und gut thun uns vorher zu stärken. Ein Glas Madeira wird gut sein.“

Beide eilten in ein anderes Zimmer, wo mächtige Flaschenbatterien für das bevorstehende Festessen bereit standen.

Bibern entkorkte eine Flasche, goß das feurige Naß in zwei Gläser und trank das eine rasch, welchem Beispiele Wallace folgte.

„Jetzt laß' uns gehen, wir haben nicht viel Zeit,“ mahnte der Hausherr.

Er nahm seinen Begleiter am Arm und zog ihn durch eine Hinterthüre nach dem Korridor, in welchen die Arbeitssäle mündeten.

Wallace, der in den inneren Räumen in dem Anblick der schwirrenden Maschinen und fleißigen Händearbeit vertieft war, bemerkte nicht, in welcher Aufregung sich Bibern befand.

Kaum eine Viertelstunde dauerte der Rundgang in den oberen Lokalitäten, als die Beiden in das Erdgeschoß stiegen.

Bibern eilte voran in den kleinen, dunklen Gang.

Es war gut für ihn, daß Wallace sein dunkel geröthetes Gesicht, seine blitzenden Augen und zitternden Hände nicht sah sonst hätte er Arges ahnen müssen.

Bibern öffnete die kleine Thüre, er und sein Begleiter standen vor der Dampfmaschine.

Ohne daß Wallace es bemerkte, schob er den kleinen

Riegel der Thüre zurück und deckte sich dadurch den Rücken durch zufälliges Eintreten eines Unberufenen.

„Prachtvolles Werk," sagte Wallace ahnungslos.

Bibern überhörte die Worte, sein dunkles Auge war auf das sich mit rasender Schnelligkeit drehende Schwungrad gerichtet.

Der Rum und das Geld hatten ihre Wirkung gethan; die Maschine war beinahe überheizt.

„Gehen wir in den unteren Raum," sagte Bibern, mühsam jedes Wort herauspressend.

Er trat zur Seite und winkte Wallace mit der Hand, auf der engen Wendeltreppe, die sich neben dem kreisenden Schwungrad in den Feuerraum senkte, hinabzusteigen.

Das Geräusch der arbeitenden Maschine und die trübe Beleuchtung verhinderten Wallace auf die außerordentliche Erregung Bibern's aufmerksam zu werden.

Er stieg die ersten Stufen der Wendeltreppe hinab, blieb dann stehen und sagte lachend, mit der Hand auf das Rad deutend:

„Ich bekomme Schwindel, wenn ich da lange hinsehe!"

Bibern antwortete nicht.

Wallace setzte den Fuß auf die nächste Stufe.

In demselben Momente bog sich Bibern zurück, holte mit beiden Händen zum wuchtigen Stoße aus und stieß den Arglosen in den Rücken, daß er in das Schwungrad stürzte.

Wallace hatte in dem Augenblicke, als er den Stoß erhielt, eine Wendung mit dem Oberkörper vorgenommen,

griff mechanisch mit der rechten Hand zurück und faßte Bibern's Rock.

Gleichzeitig stieß er einen Schrei aus.

Bibern schlug mit aller Anstrengung auf den Arm des Unglücklichen um ihn loszumachen, es war vergebens; mit der Kraft der Verzweiflung und der Todesangst hielt sich Wallace fest.

Eine Viertelminute dauerte noch der Kampf, dann hob das Rad, dessen Durchmesserfelge Wallace erfaßt hatte, diesen auf, hob ihn hoch — erst in der Luft ließ der Unglückliche von Bibern los, daß dieser auf den unteren Theil des Schwungrades fiel.

Dann ertönte ein furchtbarer Doppelschrei, einen Augenblick wurde das Knacken der zermalmten Menschenleiber hörbar, Blut spritzte über die Treppe, Gliedmaßen und Stücke Fleisch flogen an die Quadern der Wölbung.

Alles dies ging schneller vor sich, als es jede Feder zu beschreiben vermag, es war das Werk einiger Momente.

Einige Sekunden später drehte sich das Rad ruhig weiter, als wäre nie ein Lebender von ihm erfaßt worden.

Da tauchte ein dunkler Kopf aus dem Feuerraum.

— — — — — — — — — — — —

Wer wäre im Stande das Entsetzen der Gesellschaft zu schildern, als der Verwalter hutlos in den Garten gestürzt kam und den entsetzlichen Vorfall mittheilte.

Man hielt ihn in den ersten Augenblicken für einen Irrsinnigen, dann erst als das Fürchterliche durch viele Zungen bestätigt wurde, konnte man an die Wahrheit glauben.

Die Herren eilten in das Gebäude nach dem Schauplatze des Unglücks, die Damen umstanden händeringend die arme Edith, die ohnmächtig zusammengebrochen war.

Nur ein Mann behielt die Besinnung: Goldberg.

Er zog den Notar zur Seite und sagte:

„Meine Tochter ist die Erbin des gesammten Bibern'schen Besitzes. Ich ersuche Sie, sogleich das Amtssiegel vor das Komptoir und die Kassen zu legen. —"

Die Nachricht machte in der Residenz ungeheuere Sensation, man erfand die verschiedenartigsten Versionen darüber, ob bei dem entsetzlichen Unglücke Zufall oder Absicht im Spiele waren.

Einer wußte die Wahrheit: Romberg. Er ahnte den Zusammenhang und schwieg.

Die düstere Prophezeiung des alten Kabbalisten Aron ben Kohes war in Erfüllung gegangen: Lenola eines gewaltsamen Todes gestorben.

Epilog.

Mit dem Schlusse des vorhergegangenen Kapitels brechen wir unsere Erzählung ab, und wollen nachstehend nur noch einige Worte über Personen mittheilen, denen der freundliche Leser im Laufe des Buches begegnet ist.

Die alte Rauspe wurde vor die Schranken des Gerichtes gezogen und empfing ihre verdiente Strafe. Der der Verurtheilung vorhergegangene Prozeß war für die Baronesse Stiftsdame Rabenstein sehr unangenehm. Ihr Name wurde genannt, mit der leidigen Sache in Verbindung gebracht: Anlaß genug, um die Klatschmäuler in hohen und niederen Kreisen für lange Zeit zu beschäftigen. Der alten Dame wurde dadurch der Aufenthalt in der Residenz verleidet, sie zog sich auf den Rath der verwitweten Baronin Klinkör nach Pablitz zurück, wo jetzt die Nachteulengesellschaft vollständig war. Der Geist, der in das freundliche Schloß eingezogen, ist unseren Lesern bekannt; wir können noch hinzufügen, daß er in der Folge

erst recht zu rumoren begann und bald zum Unsegen der Gegend wurde.

Blander hatte die Anstellung, von der er in seinem Briefe an Leo Romberg so hoffnungsvoll geschrieben, erhalten und seine theuere Pauline als Weib heimgeführt. Er ist Professor an einem Privatinstitut, hat den politischen Doctrinär an den Nagel gehängt, und ist neben seinen Berufspflichten der beste Familienvater. So oft er sich über die Wiege beugt, in der sein kleiner Stammhalter schlummert, vergißt er auf alle die Mühsale und Mißgeschicke seines Jugendlebens.

Leo Romberg tritt in die Fußstapfen seines berühmten Pflegevaters, er ist auf dem Wege ein ausgezeichneter Arzt zu werden; auch in seine Seele ist das Leben, die Ruhe des erfassenden Mannes gezogen, er belächelt jetzt seine einstige schwache Stunde, in der er sich durch die Reize einer coquetten Frau zu einer falschen Leidenschaft hinaufschwindeln ließ.

Die Exzellenzfrau Rabenstein hat Paris nicht verlassen, die dortige Lebensauffassung behagt der sinnlichen und abenteuerlustigen Frau ungleich mehr als die strengeren Grundsätze ihrer Heimat. Niemand ist darüber untröstlicher als die Baronesse Rabenstein, die einsehen gelernt hat, wie sehr sie sich in ihrer einstigen Freundin täuschte, als sie dem Bruder rieth, sie zur Frau zu nehmen. Auch die Briefgeschichte kömmt der Stiftsdame nicht mehr so unverfänglich vor.

General Rabenstein kann die lästige Gastin Podagra nicht los werden, er verbringt die Zeit damit auf seine

durchgegangene Frau zu schelten und Pläne zu entwerfen, wie die Franzosen im Jahre 1859 hätten geschlagen werden können.

Professor Romberg setzt sein segensvolles Wirken fort, sein Name ist auf tausenden Lippen, die ihn ehren und segnen. —

Wir brechen an einem Zeitpunkte ab, wo wir — stünden Verhältnisse nicht hindernd im Wege — dies nicht thun sollten, denn mit dem Herbste 1859 beginnt eine neue und große Periode für unser Vaterland. Der Kampf der Freiheit, der eine neunjährige Unterbrechung erfahren, beginnt von Neuem zu wogen, diesmal, nach langem Schwanken, zu einem glänzenden Resultate führend. Dieser große Kampf berührt nicht nur den Staat und die Massen, er greift in die Sphäre der Individuen, hier belebend, auffrischend und beglückend, dort zerstörend und fruchtlos.

Möge es uns vergönnt sein im Laufe der Zeit den Faden weiter zu spinnen und mit dem Leser wieder zusammen zu treffen.

Das wolle Gott! —

Es sind in diesem Buche viele harte Worte gefallen, — nicht entschuldigen will sie der Verfasser, sondern ihre Berechtigung betonen.

Es ist kein süßes Werk, der Gesellschaft und dem Staate im Spiegel des Romanes die Gebrechen zu zeigen, von den offenen Wunden und eiternden Geschwüren,

die ihnen anhaften, jene Hülle zu reißen, die wohldienerische Gleißnerei darüber gebreitet.

Der Schriftsteller muß den Künstler beneiden, dem es vergönnt ist statt mit Worten auf Papier, mit Farben auf Leinwand zu schildern. Der Bildhauer schafft uns ein schönes Frauenbild, wie es die Natur in ihrer ganzen hinreißenden Vollkommenheit thut — die Welt rühmt ihn als Meister. Wenn der Schriftsteller ein schönes Weib gerecht zeichnet und neben ihren Vorzügen ihrer Schwächen und Untugenden erwähnt, finden sich immer Viele, die sein Werk, das oft nicht minder meisterhaft gearbeitet ist als das des Bildners, verdammen.

Wie mit dem Individuum geht es ihm, wenn er sich an große Stoffe wagt und ganze Klassen, Stände und Systeme so schildert wie sie sind, nicht wie sie, vor den Augen des großen Kindes, Volk, sein wollen.

Die Wahrheit stirbt nie, so wenig wie die Sonne, die heute nur untergeht, um morgen glänzender, mächtiger aufzugehen. Darum ist das Bemühen Derer vergeblich, die sich gegen den Einzelnen richten, und dadurch glauben, diese ewige Fackel erlöschen zu können. Das Wort des einzelnen Schriftstellers ist nur ein Stein zu dem mächtigen Bau, an dem seit dem großen Ehrendenkmal der Geschichte der französischen Revolution im Namen des unterdrückten Rechts und der Menschenwürde, die Geister arbeiten. Wir in Oesterreich sind sehr spät dazu gekommen, dabei zu helfen, wir müssen jetzt mit doppelter Anstrengung arbeiten, das einzuholen, was wir versäumt, um uns von den Banden geistlicher Verfinsterung und adeligen Frohndienstes

vollständig zu befreien. Der Rechtsstaat, den wir zu dieser Stunde besitzen, macht uns die Arbeit leicht, aber überhebt uns nicht derselben, nur die Bildung und Gesittung vermögen es. In diesen beiden wichtigen Faktoren — darüber dürfen wir uns nicht täuschen — können wir gegenwärtig durchaus nicht befriedigende Resultate aufweisen. Die Majorität des Volkes liegt in den ärgsten Banden der Unwissenheit, die höheren Stände besitzen nur in dem regen und strebsamen Bürgerthum ein politisches Element, der Adel verdirbt seine wenigen Talente durch mittelalterliche Verquickung mit dem Katholicismus. Noch ärger steht es mit der Gesittung; der Mittelstand und die Arbeiter sind zwar nicht korrumpirt, um so mehr aber die höheren Stände. Die fluchwürdige französische Sittenverwilderung, die wir dem Dezembermann verdanken, hat nirgends so tiefe Wurzeln geschlagen als in unserer Geld- und Geburtsaristokratie. Die Familie ist ein Spottbild geworden, das Lorettenthum florirt in unerhörter Weise, die erbärmlichsten Theaterdirnen werden, wie in Paris, zu Modegöttinnen emporgehoben, Duelle, Selbstmorde, Sensationsprozesse und schamlose Maitressengeschichten sind an der Tagesordnung, und solchen Ausschreitungen gegenüber steht leerer Formelkram, blöder Bigottismus statt wahrer innerer Religiosität.

Solche Krebsschäden werden nicht durch Verschweigen oder Schmeichelei geheilt, man muß das glühende Eisen auf die brandige Stelle legen.

Die Zeit ist ernst; große Probleme der Menschengeschichte, wie das der Befreiung der Millionen des vierten Standes, pochen an die Thore der Gegenwart, und der

eherne Gang der Ereignisse wird über die schreiten, die das warnende mene tekel upharsin nicht sehen wollen.

Schon singt der große Nationaldichter des Sturm- und Drangjahres:

„Waffen braucht die Welt! Kein Liebelächeln
Kann das Elend ihr von dannen fächeln,
Wär's ein Lächeln auch wie das vordem
An dem Kreuze zu Jerusalem."

Ende.

Druck von C. Jasper in Wien.